





NEU




Die große Gruselserie von Jason Dark

# Alvas Feuerkuß

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110




# Alvas Feuerkuß

## John Sinclair Nr. 340

*von Jason Dark*

*erschienen am 08.01.1985*

*Titelbild von Sebastia Boada*

Sinclair Crew

# Alvas Feuerkuß

Wenn der Teufel strafte, machte er es hart und brutal. Das hatten bereits zahlreiche Verräter erfahren, viele von ihnen waren zerrissen worden.

Auch Perneil Kent hatte die Härte der Hölle getroffen. Er schrie, als der Teufel ihn mit dem Höllenfeuer bestrafte. Gnadenlos umtanzten und umloderten ihn die Flammen. Ohne Hoffnung wartete der Höllen-Detektiv auf sein Ende…

Hin und wieder fauchte das Feuer raubtiergleich. Jedesmal, wenn es dieses Geräusch ausstieß, spürte der Mensch die glühende Lava in seinen Knochen.

Jetzt bereute er es, sich mit dem Teufel abgegeben zu haben. Er hätte anders darüber denken und auf den Erfolg pfeifen sollen, aber das hatte er nicht getan.

Noch mehr Geld, Ruhm und Macht waren ihm versprochen worden. Und so etwas lockte, auch wenn der Teufel dieses Versprechen gegeben hatte. Seit altersher hatte er die Menschen mit diesen Dingen herumgekriegt. Im Laufe der Zeit war vieles geändert worden, die Menschen jedoch hatten sich kaum verändert.

Aus den Flammen drangen seine Schreie. Der harte Pernell Kent, der anderen gegenüber kaum Rücksicht kannte, wurde regelrecht weichgekocht, denn er hatte versagt.

Nichts gab der Teufel umsonst! Seine Vorgaben holte er sich stets zurück. Und Asmodis schaute zu, wie sein Diener gequält wurde. Er gönnte ihm diese Strafe, denn Kent hatte es nicht geschafft, den Auftrag des Teufels zu erfüllen.

Um die Flammenwand drehte der Höllenherrscher seine Kreise.

Wieder einmal zeigte er sich als Abziehbild des Schreckens, eine wahre Horror-Gestalt, die weder Gnade noch Rücksicht kannte. Er ergötzte sich an den Flammen und den Qualen des Menschen. Irgendwann einmal hatte jemand das Wort Fegefeuer geprägt.

So etwas erlebte Pernell Kent.

Satan zeigte sich als Monstrum. Ein gedrungener buckliger Körper, darauf ein übergroßer Stierkopf mit gekrümmten Hörnern und roten Augen. Aus den Nüstern quoll der Rauch. Vermischt mit glühenden Funken, stob er in die Glut.

Er ließ Pernell Kent leiden, und hätte ihn eigentlich schon längst getötet, wenn ihm der andere nicht noch zu wertvoll gewesen wäre.

Der Teufel unterschätzte diesen Mann keinesfalls. Pernell Kent kannte sich aus. Als Detektiv und UNDERCOVER AGENT hatte er große Erfolge errungen, und es war ihm sogar gelungen, die Träne des Teufels zu finden. Durch diese Tat war Asmodis auf ihn aufmerksam geworden. Er hatte ihn auf seine Seite gezogen.

Kent, ein Mann ohne Nerven und ohne Gewissen, stimmte zu.

Der Teufel sorgte ferner dafür, daß bei Kent Erfolge und Reichtum zunahmen, aber er behielt sich eine Hintertür offen.

Als es soweit war, schickte er Kent in den Kampf, um für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Kent brauchte nur zwei Dinge zu erledigen. Einmal eine abtrünnige Hexe namens Jane Collins umzubringen und zum anderen einen Würfel an sich zu nehmen, auf den der Teufel so scharf war. Beides hatte er nicht geschafft. John Sinclair und seine Helfer – sie alle waren Erzfeinde des Satans –,

waren praktisch über ihren eigenen Schatten gesprungen und schneller gewesen.

Jane Collins lebte, und sie besaß auch noch den Würfel.

Das sollte sich ändern. So leicht gab der Satan nicht auf. Er wollte weitere Fallstricke legen, in die sich alle verfangen würden. Und Kent mußte ihm dabei helfen.

Momentan sah es nicht danach aus. Kent war nur mehr ein Bündel aus Angst und Schmerzen. Er stand in den Flammen, die hin und wieder ihre Farbe wechselten. Einmal leuchteten sie tiefrot, dann waren sie wieder blaß und besaßen einen bläulichen Schimmer, so daß Asmodis seinen Diener besser sehen konnte.

Der einstmals so agile und forsche Detektiv war nur mehr zu einem flatternden Bündel geworden. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten. Sein eigenes Gewicht drückte ihn in die Knie. Die Arme hatte er ausgestreckt und stützte sich mit den Händen ab, während aus seinem Mund wimmernde Laute drangen.

Kalt schaute ihn Asmodis an. Er überlegte, ob er ihn noch weiter leiden lassen sollte, entschied sich aber dagegen. Trotz seines häßlichen Stierschädels besaß er normale Arme und Hände.

Die streckte er aus.

Augenblicklich sanken die Flammen zusammen. Auch das Knattern oder Fauchen verstummte. Was blieb, war ein in der Hocke sitzender, gezeichneter und völlig entnervter Mensch.

Asmodis ließ dem anderen Zeit. Sekunden vergingen. Der Teufel wußte, daß die Schmerzen des Menschen allmählich nachließen. Irgendwann würde er reif sein.

Wo sich Asmodis und der Mensch befanden, wußte nur der Teufel. Er hatte Kent buchstäblich im letzten Augenblick und aus der Vergangenheit her gerettet. Danach waren sie in die Leere finsterer Dimensionen vorgestoßen und befanden sich nun an dem Ort, über den Asmodis herrschte.

In der Hölle!

Viele hätten sich die Hölle anders vorgestellt. Als ein feuerspeiendes Gebiet, aber die Hölle war auch dieses Leere. Das Gebiet oder die Dimensionen ohne Leben, ohne Gefühl, Wärme oder Menschlichkeit.

Allein das konnte schon als Hölle bezeichnet werden.

Hinzu kam die Schwärze. Wirklich absolut schwarz, und dennoch ein gewisses Licht verbreitend. Es war natürlich paradox, aber es gab schwarzes Licht, so daß trotz dieser Finsternis noch Umrisse zu erkennen waren.

Innerhalb der Schwärze zeichneten sich die beiden Personen deutlich ab. Der aufrecht stehende Teufel und der vor ihm hockende Mensch namens Pernell Kent.

Asmodis hatte richtig gehofft. Es dauerte nicht einmal sehr lange, bis

sich Kent fing und den Kopf hob.
Aber wie sah dieser Mensch aus!
Die Rache des Satans hatte ihn gezeichnet. Keine straffe Gesichtshaut mehr, auch nicht der harte Siegerausdruck in den Augen. Dafür ein gequältes Gesicht und eine Angst, die sich auch in den Pupillen abzeichnete. Er hockte da wie der Mensch, der Angst vor der Höllenkreatur hat. Und das stimmte auch.
Asmodis hatte Pernell Kent vor dessen Einsatz berichtet, was mit ihm geschehen würde, wenn er versagte. Damals hatte der Detektiv nur gelacht. Nie war er zweiter Sieger gewesen, nun fühlte er sich ausgelaugt, regelrecht vertrocknet und gleichzeitig so mies wie nie zuvor. Eine gequälte Kreatur, psychisch und physisch angeschlagen oder fast schon zerstört.
Das wußte der Teufel. Für ihn war so etwas stets eine ideale Verhandlungsbasis. Er setzte nur auf Sieg, andere Meinungen ließ er nicht gelten, und das machte er Kent auch klar.
»Du weißt, daß du mich enttäuscht hast.«
»Ja.«
»Und du weißt, daß ich dich hätte vernichten können!«
Kent nickte.
»Ich habe es nicht getan. Du bist nicht einmal angeschrammt, aber ich wollte dich Schmerzen spüren lassen, damit du endlich einmal merkst, wie weit du zu gehen hast.«
»Was kann ich tun?«
Aus dem Stierschädel drang ein grollendes Lachen. Vermischt mit Feuer und Rauch. Kent nahm den widerlichen Schwefelgeruch wahr. Er schüttelte sich, blieb aber sitzen und tat nichts, um den Satan weiterhin zu reizen. Ein verkehrtes Wort würde Asmodis mit aller Härte bestrafen. Dafür konnte man ihn ansehen.
»Du und was tun?« höhnte Asmodis. »Bist du überhaupt noch in der Lage? Erinnere dich. Wie nahe warst du an dem Würfel? Du hättest nur zuzugreifen brauchen, aber was hast du getan? Versagt, nicht zugegriffen, die anderen waren besser.«
»Ich hatte Pech, Asmodis. Ich befand mich nicht in meiner Welt, sondern in einer anderen…«
Der Teufel ließ keine Ausreden gelten. »Lenk nicht vom Thema ab! Ob andere Welt oder nicht, du hättest nur zuzufassen brauchen, und alles wäre erledigt gewesen. Habe ich dir nicht die besonderen Waffen besorgt. Revolver, die einmalig auf der Welt sind?«
»Schon…«
»Weshalb hast du sie nicht eingesetzt?«
»Das habe ich versucht, aber da waren andere, die mich überraschten. Kann ich es denn wieder gutmachen?« Die letzte Frage klang flehend, und ebenso flehend war der Blick des Menschen auf die

Gestalt des Teufels gerichtet. Ja, Pernell Kent war der große Bittsteller.

Darauf hatte der Teufel gewartet. Bei all seiner dämonischen Stärke war er auch noch feige. Er hatte genau gewußt, wie schwer es werden würde, den Würfel zu bekommen. Denn nicht allein John Sinclair oder dessen Freunde hätten dem Satan Schwierigkeiten bereitet, auch die Götter der Vergangenheit, die Großen Alten, und deren Helfer. Asmodis war Atlantis nicht sehr gelitten.

Er hatte seine Konsequenzen gezogen und sich jemand für die Aufgabe gesucht. Einen guten Mann, wie er angenommen hatte, aber eben nicht gut genug, um es direkt beim ersten Ablauf zu schaffen.

Auch das hatte Asmodis in sein Kalkül mit einbezogen. Doch es war für ihn kein Grund, die Flinte ins Korn zu werfen. Da Kent es beim ersten Versuch nicht geschafft hatte, mußte er es eben ein zweitesmal probieren. Diesmal würde er nicht so hochnäsig an die Aufgabe herangehen. Er wußte, was ihn erwartete. Zudem hatte ihn der Teufel durch die Kraft des Höllenfeuers weichgemacht.

»Nun, ich hätte dich töten können«, erklärte Asmodis kalt, »aber ich habe es nicht getan. Den Grund weiß ich selbst nicht. Ein Anfall von Menschlichkeit kann es wohl nicht gewesen sein.« Er lachte meckernd. »Nein, das ist zu gut. Irgendwie scheine ich einen Narren an dir gefressen zu haben, deshalb beschloß ich, dir abermals eine Chance zu geben. Du sollst deine Niederlage ausmerzen.«

Kent schaute in das häßliche Gesicht seines Gegenübers. Er war sprachlos.

»Du schweigst. Oder möchtest du, daß ich dich doch noch vernichte?« höhnte der Satan.

Pernell Kent streckte in einer flehenden und gleichzeitig abwehrenden Geste beide Hände aus. »Nein, das nicht. Auf keinen Fall. Ich… weiß nur nicht, was ich dazu sagen soll. Ich bin von deiner Großzügigkeit wirklich überrascht.«

»Das darfst du auch. Normalerweise handele ich nicht so. Ich weiß selbst nicht, was in mich gefahren ist. Aber diesmal, und das verspreche ich dir, kannst du mir nicht mit Ausreden kommen. Beim nächsten Versuch mußt du etwas bringen. Ist das klar?«

»Ich werde mich bemühen.«

»Hoffentlich. Zudem ist alles viel einfacher. Ich würde sagen, ein Kinderspiel, denn die anderen Dimensionen oder anderen Zeiten werden keine Rolle mehr spielen. John Sinclair und Jane Collins befinden sich in dieser Welt, in dieser Zeit, in der Gegenwart also. Hast du das kapiert?«

»Das habe ich.«

»Dann ist es gut.« Die roten Augen richteten sich für einen Moment auf die Gestalt des Menschen. »Du besitzt die beiden Revolver. Trägst

du noch mehr Waffen bei dir?«
»Ein Messer.«
»Hole es hervor.«
Kent nickte. Es war kein Dolch, sondern ein einfaches Taschenmesser, das er aufklappen mußte. Der Teufel schaute auf die Klinge, bevor er seinen Schädel bewegte und nickte.
»Ja, sie ist spitz genug. Streife deinen Ärmel zurück und schneide jetzt in deine Haut.«
Im ersten Augenblick erschrak der Höllen-Detektiv. Damit hatte er nicht gerechnet.
»Willst du nicht?« fragte der Satan drohend.
»Schon, aber…« Kent hob die Schultern. »Aus welchem Grund soll ich mich verletzen?«
»Das wirst du schon sehen«, erklärte Asmodis. »Ich möchte dir etwas damit beweisen.«
Kent sah ein, daß er, als Verlierer, sich den Anweisungen des Teufels nicht widersetzen durfte. Er nahm das Messer in die rechte Hand und führte die Klinge seinem Arm entgegen. Das Metall des Messers glänzte matt. Als er die Spitze auf seine Haut drückte, zuckte er zusammen und hörte das Lachen des Höllenfürsten.
»Los, schneide in den Arm!«
Kent überwand sich selbst. Er preßte die Klinge tiefer und zog sie von links nach rechts, so daß sich ein Streifen bildete und die Haut aufklaffte.
Jetzt müßte das Blut aus der Wunde schießen, aber das geschah nicht. Nur die Haut klaffte auf, der rote Lebenssaft war nicht zu sehen. Es schien so, als wäre der Mann völlig blutleer. Zwar verspürte er Schmerzen, mehr geschah nicht.
Asmodis lachte. Er wollte sich ausschütten, als er das Gesicht des vor ihm hockenden Menschen sah. Die Überraschung war ihm wirklich gelungen. Und er vernahm die leise Frage des anderen.
»Kein Blut?«
»Siehst du etwas?«
Kent schüttelte den Kopf. »Nichts.«
»Sei froh darüber.«
»Wieso ich…« Kent schluckte. »Ich kann es nicht begreifen.« Sein hart wirkendes, eingefallenes Gesicht verzog sich. »Ich bin ein Mensch, der …«
»Durch das Höllenfeuer gegangen ist«, erklärte der Satan. »Es hat dich gestärkt, und es hat dich gleichzeitig gequält. Vor- und Nachteile hielten sich die Waage. Ich würde es jetzt als Vorteil ansehen, denn ich habe dir durch die Flammen des Feuers noch eine Stärkung mit auf den Weg gegeben. Du wirst deine Aufgabe erfüllen. Du wirst Jane Collins töten und den Würfel an dich nehmen. Verstanden?«

Der Detektiv nickte. Zu mehr war er nicht fähig. Worte oder Sätze konnte er nicht mehr formulieren. Er hatte eingesehen, daß Asmodis stets für eine Überraschung gut war.

»Und wo kann ich die Gegner finden?« erkundigte er sich mit flüsternder Stimme.

Der Satan winkte ab. »Das werde ich dir noch alles genau erklären. Es ist einfacher, als du denkst. Sinclair und seine verdammten Freunde müssen ein Versteck für die Collins suchen. Egal, wohin sie sich wenden. Du wirst sie erwarten und nicht allein, denn ich gebe dir noch eine zweite Hilfe mit auf den Weg.«

»Wer ist es?«

»Laß dich überraschen, mein Lieber«, erwiderte der Teufel beinahe menschlich…

***

Seit langer Zeit fühlte ich mich wieder sauwohl!

Das mußte auch mal sein, obwohl ich wußte, daß einiges vor mir lag, aber an diesem Abend wollte ich die trüben Gedanken verscheuchen und hob mein mit Champagner gefülltes Glas, als Bill Conolly, mein alter Freund und Spezi, ein »Cheerio!« erklingen ließ.

Wir hatten schon ein paarmal auf irgendwelche Dinge angestoßen, auch auf Janes Heimkehr, obwohl sie noch zwischen uns wie ein Fremdkörper wirkte.

Wir, das waren die beiden Conollys, Sheila und Bill, hinzu kam Jane und ich.

Suko hatte nicht mitkommen wollen. Verständlich. Er und Shao hatten sich nach diesem aufgeregten Abenteuer einiges zu »sagen«.

Da wollten sie bestimmt nicht gestört werden.

Und so war ich mit Jane allein zu den Colollys gefahren. Wie in alten Zeiten…

Nein, nicht ganz, denn früher hatte Jane zwar auch hier gesessen, aber ohne den Würfel des Unheils, der sich nach wie vor in ihren Händen befand und ihr Überleben garantierte. Normalerweise konnte ein Mensch ohne Herz nicht existieren. Bei der ehemaligen Hexe Jane war dies etwas anderes gewesen.

Sie saß da, hatte von Sheila Kleidung bekommen und starrte ins Leere. Kaum ein Dutzend Worte hatte sie mit uns gewechselt und auch nur sehr wenig getrunken, während ich hin und wieder einen Schluck nehmen mußte, da ich auch die ganze Geschichte zum besten gab.

Unser letztes Abenteuer war wirklich so fantastisch gewesen, daß mir meine Freunde kaum glauben wollten. Aber Jane hatte meine Angaben bestätigt. Immer wieder mußte ich sie anschauen, und auch die Blicke der Conollys streiften sie. Ich hatte Bill und Sheila noch erklärt, daß sich Jane an nichts erinnern konnte, was sie während der

letzten beiden Jahre alles erlebt hatte.

So wußte sie auch nicht, daß sie die Conollys, mit denen sie jetzt zusammensaß, hatte umbringen wollen und daß sie selbst Morde begangen hatte. Ich hatte die Conollys gebeten, dieses Thema nicht anzusprechen.

Es war für Sheila und Bill schwer, darüber nichts zu sagen, aber sie hielten sich an die Regeln, obwohl ein Gespräch mit Jane Collins, wie wir es von früher her kannten, nicht aufkommen wollte. Da stand einfach zuviel zwischen uns. Es waren Mauern, die wir erst im Laufe der Zeit einreißen mußten.

Gegessen hatten wir eine Kleinigkeit. Jetzt »feierten« wir Janes Rückkehr. Jemand betrat den Wohnraum. An den tappenden Schritten erkannte ich meinen kleinen Patenjungen, Johnny. Er kam nicht allein. Nadine, die Wölfin, ging neben ihm her. Sie hatte mich schon herzlich begrüßt, wie es eben ihre Art war. Nun hielt sie sich an Johnnys Seite, der seine rechte Hand in ihr Fell versenkt hatte.

Bill schaute auf seine Uhr. »Ja, bist du noch nicht im Bett, Johnny?«

»Ich wollte nur Gute Nacht sagen.«

Bill lächelte. »Okay, aber schnell. Morgen geht es wieder in die Schule.«

»Ich habe keine Lust.« Johnny verzog das Gesicht.

»Das hatte ich früher auch nicht«, sagte ich.

Von Sheila fing ich mir einen strafenden Blick ein. »Hetze du den Jungen nicht noch auf.«

Ich hob die Hände. »Schon gut, aber lügen wollte ich auch nicht. Wirklich nicht.«

Johnny sagte Gute Nacht. Zuerst kamen seine Eltern an die Reihe, dann drückte er mir einen dicken Kuß auf die Wange und ging schließlich zu Jane Collins. Noch immer begleitet von der Wölfin Nadine.

Sheila, Bill und ich waren gespannt, wie sich das Tier mit der menschlichen Seele wohl verhalten würde. Bisher hatte die Wölfin kaum Notiz von Jane genommen.

Vor ihr blieb der Kleine stehen. Er trug einen bunten Schlafanzug.

Auf den Stoff waren Comicfiguren aufgedruckt.

»Du bist doch Tante Jane?«

»Ja, das bin ich.«

»Warst du nicht mal böse?«

Kindermund spricht oft die Wahrheit. Jane zeigte sich irritiert und blickte uns an. »Was… was meint er damit, John?«

»Nichts Besonderes.« Ich winkte ab. »Du weißt ja, wie Kinder sind.«

»Doch, sie war böse. Sie wollte Mummy sogar umbringen!«

Jane setzte sich steif hin. Nadine schaute sie ebenfalls an, aber sie tat nichts. Für mich ein Beweis, daß sie Jane akzeptiert hatte und daß

auch nichts Böses mehr in ihr steckte. »Was wollt ihr eigentlich von mir? Ich soll versucht haben, euch umzubringen?« fragte sie. Ärger klang aus ihrer Stimme.

Sheila stand auf. Ihr weiter Rock schwang wie eine Glocke. Das Haar trug sie offen. Es fiel bis auf den dünnen Sommerpullover, den sie aus grüner Wolle gestrickt hatte. »Ich glaube, es wird allmählich Zeit für dich, mein Kleiner.« Bevor Johnny noch protestieren konnte, hatte Sheila ihren Sohn gepackt und in die Höhe gehoben. »Gute Nacht hast du gesagt, jetzt geht es ab ins Bett!«

An der Tür meldete sich Johnny noch einmal. »Aber es stimmt doch, was ich gesagt habe. Damals… ich weiß nicht, wie die Hexen und dann Lydia …« Die restlichen Worte verstanden wir nicht mehr.

Aber Jane war mißtrauisch geworden. Sie wandte sich an mich.

»John, was ist eigentlich los? Was redet der Kleine da für einen Unsinn?«

Ich versuchte abzuwiegeln. »Kindermund…«

Jane ließ sich zurückfallen. »Nein, das glaube ich nicht. Dahinter steckt mehr.«

Bill mischte sich ein. »Vergiß es, Jane!«

»Das kann ich nicht. Ich weiß, daß ich über Jahre hinweg praktisch aus dem Rennen war und daß etwas mit mir geschehen ist.«

Sie preßte ihre Finger gegen die Stirn. »Nur habe ich keine Ahnung, in welch eine Gefahr ich da hineingeraten bin.«

»Das wird sich alles noch klären«, erwiderte ich. »Zunächst einmal brauchst du Ruhe.«

»Die werde ich wohl kaum bekommen.«

»Es liegt an dir. Wir werden alles dafür tun, damit du dich erst einmal erholst«, sagte auch Bill.

Jane hob die Schultern. »Wie würde es dir denn ergehen, Bill, wenn du plötzlich feststelltest, daß du kein Herz mehr besitzt und dennoch weiterlebst?«

Der Reporter war nicht auf den Mund gefallen. Diesmal jedoch konnte er nicht wechseln. »Nun ja«, meinte er nach einer Weile und überbrückte die Nachdenkpause mit einem Schluck aus dem Glas.

»Ich weiß auch nicht so recht. Freuen würde ich mich auf jeden Fall nicht, das ist doch klar.«

»Sicher.« Jane hob den Würfel hoch. »Auf ihn bin ich angewiesen. Er ist mein Kraftspender, mein Generator. Besitze ich ihn nicht mehr, werde ich sterben.«

Es war schon ein seltsames Gefühl für mich, auf den Würfel zu schauen. Zwangsläufig dachte ich daran, daß es gerade um ihn so viele Kämpfer gegeben hatte. Ob Dämon oder Mensch, ob Gut oder Böse, jeder wollte ihn besitzen. Er hatte eine Odyssee hinter sich und oftmals seine Besitzer gewechselt. Er war als Orakel von Atlantis

bezeichnet worden, wie ich herausgefunden hatte. Ferner war er es gewesen, der dem Schwarzen Tod seine gewaltigen Kräfte gab. Dieser Würfel war wie ein unerschöpflicher Brunnen der Kraft.

Und jetzt besaß ihn Jane.

Ich würde ihn ihr – so gern ich ihn auch gehabt hätte – nie wegnehmen.

Aber andere nahmen bestimmt keine Rücksicht auf sie. Jane schwebte in einer permanenten Gefahr.

Sheila kam zurück. Sie schloß die Tür. »Johnny liegt endlich im Bett.«

»Und was hat er damit gemeint?« Wieder sprach Jane Collins das alte Thema an.

»Nichts…«

Plötzlich schlug die Detektivin mit der Faust auf den Tisch.

Gleichzeitig sprang sie in die Höhe. »Was ist hier eigentlich los?« rief sie. »Bin ich in einem Irrenhaus? Weshalb sagt mir keiner, was geschehen ist? Verdammt, ich kann die Wahrheit vertragen. Ihr behandelt mich hier wie eine Kranke, die gleich zurück in eine Zelle muß.« Sie beugte sich vor und sprach quer über den Tisch. »Rückt endlich mit der Sprache heraus.« Ich will wissen, was mit mir los ist.

Mit mir persönlich. Ich soll Menschen umgebracht haben. Sogar versucht haben, euch zu töten. Johnny muß recht gehabt haben. So etwas saugt er sich nicht aus den Fingern. »John!« Sie drehte mir ihr Gesicht zu. »Wir kennen uns lange genug. Wir hatten immer Vertrauen, doch da steht seit kurzem etwas zwischen uns, das ich nicht begreifen kann. Was ist wirklich geschehen, John? Stimmt das alles. Sag die Wahrheit.«

Ich atmete schwer. Jetzt brachte mich Jane Collins tatsächlich in eine Zwickmühle. Wie sollte ich antworten? Da sie mich direkt angesprochen hatte, mußte ich ihr eine Antwort geben. Auf die Hilfe meiner Freunde konnte ich mich nicht verlassen. Zudem hatten zwischen mir und Jane auch die stärksten Bindungen bestanden.

Deshalb war es legitim, daß ich eine Antwort gab.

»Es stimmt, Jane«, erwiderte ich kratzig und auch sehr leise.

Sie saß in den nächsten Sekunden erstarrt. Fragend schaute sie mir ins Gesicht. »Was stimmt, John?« hauchte sie. »Daß ich Menschen umgebracht habe und auch euch, die Conollys, töten wollte.«

Sprechen konnte ich nicht, nur nicken.

Jane sah es. Sie öffnete den Mund. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, als wollte sie schreien. Dann holte sie tief Luft, ließ sich nach hinten fallen und schlug beide Hände gegen das Gesicht. Sie weinte leise. Ihre Schultern zuckten dabei. Meine stumme Antwort mußte ihr einen großen Schock, versetzt haben.

Weder Sheila, Bill noch ich wußten, was wir sagen sollten. Bill stand

auf. »Verdammt, jetzt brauche ich einen Whisky«, sagte er.
»Du auch, John?«
»Ja, einen Doppelten.«
Bill ging zur Bar. Die Flaschen standen auf einem Wagen. Wir hörten, wie der Alkohol in die Gläser gluckerte, so leise war es mittlerweile geworden. Daran änderte auch Janes Schluchzen nichts. Mit den beiden Gläsern kam Bill zurück. Ich nahm eines und sah, daß der Reporter sein Glas im Stehen leerte.
Ich trank langsamer.
Eigentlich hatte er es vermeiden wollen, Jane Collins schon so früh mit der Wahrheit zu konfrontieren. Wäre Johnny nicht gekommen, hätte es auch geklappt, aber so war es eben anders gelaufen.
Außerdem würde noch jemand eintreffen.
Sir James hatte sich angesagt. Gemeinsam wollten wir über das Problem reden und vor allen Dingen darüber, wo Jane Collins einigermaßen sicher war.
Sheila stand auf. Sie wollte die Detektivin trösten. Neben dem Sessel hockte sie sich nieder. »Jane«, sagte sie mit leiser Stimme.
»Bitte, Jane, du mußt stark sein. Es hört sich zwar kitschig an, aber ich weiß sonst nichts anderes zu sagen. Du hast uns tatsächlich viel Kummer bereitet, aber das ist vergessen. Das warst ja nicht du, sondern eine andere. In deinem Körper steckte eine andere Seele. Die des Rippers. John ist es gelungen, sie zu vertreiben und deine echte Seele aus dem Zwischenreich zu holen. Es ist wieder alles anders.«
Langsam sanken die Hände der Detektivin nach unten. Ihr Gesicht zeigte Spuren vom Weinen. Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Sheila, nichts ist normal. Es wird nie wieder so werden wie früher. Ich kann doch mit der Belastung, daß ich versucht habe, meine Freunde zu töten, nicht immer leben. Begreifst du das?«
»Schon, aber die Zeit heilt alle Wunden.«
»Das sagt man so. Niemand von euch kann sich in meine Lage hineinversetzen. Ich existiere ohne Herz, ich habe auf der anderen Seite gestanden und dem Teufel gedient. Das weiß ich jetzt. Und ich will ehrlich sein. Hättet ihr es doch nur so gelassen wie es war.«
»Dann würdest du jetzt nicht mehr leben«, erklärte ich.
»Wärst du mein Mörder gewesen, John?«
Bei dieser Frage rann es mir kalt den Rücken hinab. »Nicht ich, sondern der, dem du gedient hast.«
»Wieso?«
»Asmodis sah in dir eine Verräterin.«
Jane schwieg und runzelte die Stirn. »Habe ich ihn etwa verraten? War es so?«
»Meiner Ansicht nach nicht. Aber die Hölle, der du gedient hast, hat eben andere Gesetze. Zudem hast du nicht mit eingegriffen, als Wikka,

die Oberhexe, gehängt wurde. Sie verbrannte in einer glühenden Henkersschlinge. Das alles ist geschehen und teilweise mit dir als Mittelpunkt, da bin ich ehrlich.«

Bei meinen Erklärungen hatte mich Jane staunend angeschaut. Ich konnte ihr nicht verdenken, daß sie ungläubig war, und sie schüttelte auch jetzt noch den Kopf. »Es wird immer schlimmer«, flüsterte sie.

»Nein!« hielt ich dagegen.

»Wie kannst du so etwas behaupten?« fuhr sie mich an.

»Das will ich dir sagen«, und deutete in die Runde. Meine beiden Freunde saßen schweigend in den Sesseln. Das Licht einer Lampe legte weiche Konturen auf ihre Gesichter und ließ die Pupillen geheimnisvoll glänzen. »Wir alle, die wir hier sind, werden dir helfen. Wir stehen auf deiner Seite, Jane, und ich will auch Suko und Shao noch hinzuzählen. Ferner kannst du dich auf den Eisernen Engel verlassen, auf Myxin und Kara ebenfalls. Sie alle tragen dir nichts nach. Selbst Sir James nicht, der gleich hier erscheinen wird.«

»Moment«, unterbrach mich Jane. »Was hat er denn damit zu tun?«

»Vergiß nicht, daß du gemordet hast.«

»Und er dich vor Gericht stellen wollte«, sagte Bill.

Jane erschrak. Ihre Hände umklammerten die Sessellehnen so hart, daß die Fingerknöchel weiß hervorstachen. »Das darf doch nicht wahr sein. Man hat mich vor Gericht stellen und aburteilen wollen?«

»So ist es!« erklärte ich.

»Aber wen habe ich denn getötet?«

»Junge Menschen, zum Beispiel. Du hast dich hinter der Maske des lächelnden Henkers verborgen. Ich kämpfte gegen dich, riß diese Kapuze ab und erlebte den Schock meines Lebens. Dich hätte ich nicht als Mörderin vermutet.«

»Himmel, das ist ja schrecklich!« hauchte Jane. Sie bekam bei ihren Worten eine Gänsehaut.

»Aber zum Glück Vergangenheit«, machte ich ihr wieder Mut.

»Wir werden so wenig wie möglich darüber sprechen.«

Jane gab keine Antwort, sondern dachte nach. »Nur der Makel einer Mörderin bleibt an mir haften.«

»Das wird vergehen.«

»Nie!«

Es schellte. Schon beim ersten Ton war der Reporter aufgesprungen und ging zur Tür. »Das wird wahrscheinlich Sir James sein«, sagte er noch im Weggehen.

Jane blickte mich an. Sie knetete ihre Hände. »Wie verhalte ich mich denn jetzt?«

»Möglichst normal.«

»Du hast leicht reden.«

»Wir alle werden dir helfen, Jane. Wirklich«, erklärte Sheila und

legte ihre Hand auf die der Detektivin.
»Wenn du meinst…«
Ich war auch gespannt, wie Sir James und Jane Collins miteinander auskamen.
Lange brauchte ich nicht zu warten, denn der Superintendent betrat zusammen mit Bill Conolly den Wohnraum…

***

Sie lebte dort, wo die Wälder dicht, die Berge hoch und die Natur noch rauh war. Die Menschen, die in diesem Gebiet aufwuchsen, waren anders als Großstädter. Sie lagen eingebettet in den Kreislauf der Natur, denn sie glaubten noch an Dinge, die andere seit langem als Humbug abtaten.
Dabei spielte nicht einmal Magie eine große Rolle. Nein, es waren einfach die bestimmten Zeichen, auf die die Menschen achteten und auch zu deuten wußten.
Wenn eine Katze ihren Stammplatz verließ, bedeutete dies Gefahr. Wenn der Wind eingeschlafen war und die Temperatur drückte, dann stand ein Gewitter dicht bevor.
All das war den Leuten bewußt, auf diese Dinge achteten sie, und sie hatten auch gelernt, ohne Arzt auszukommen. Wenn jemand krank war, gab es gewisse Heilmittel, die man aus Kräutern zusammenbraute und den Kranken entweder zu trinken gab oder einfach auf dem Körper verteilte. Meist hatte man damit Erfolg, und die erfolgreichste unter ihnen war eine uralte Frau.
Sie lebte in diesem wilden Gebiet, das auch das Schottische Hochland genannt wurde, und sie ging ihrer Tätigkeit schon seit langen Jahren nach. Immer hatte sie allein gewohnt. Wo der Wald dicht war und die steilen Felsen begannen, da stand ihre Hütte.
Die Menschen hatten ihr auch einen Namen gegeben.
Die Zauberfrau!
Mit richtigem Namen hieß sie Alva, aber das wußten nur die wenigsten. Wichtiger war die Zauberfrau.
Manche behaupteten, daß sie wirklich zaubern konnte, andere wiederum wiesen das ab, vor allen Dingen die jüngeren, aber es blieb eine Tatsache, daß Alva sich in der Kunst des Kräuterbrauens und der der Heilung hervorragend auskannte.
Deshalb wurde sie auch nie arbeitslos, denn man kam zu ihr, um sich Rat zu holen.
Auch jetzt wieder, wo der Schäfer Gilmoore sie aufgesucht hatte, um eine Verletzung auszukurieren. In der Hütte hatte er sich auf das einfache Lager legen müssen.
Beim Schnitzen war das scharfe Messer abgerutscht und in das Fleisch seines Arms gefahren. Die Wunde war tief, sie schmerzte auch,

und Alva hatte schnell einen Kräutermus gebraut.
Elektrisches Licht besaß ihre Hütte nicht. Dafür einen offenen Kamin. Wenn sie an den langen Winterabenden Beleuchtung haben wollte, zündete sie eine der drei Petroleumlampen an. Dieser milde Schein reichte ihr aus.
In der Tat war bei Alva die Zeit stehengeblieben.
Gilmoore lag auf dem schmalen Lager, starrte gegen die Holzdecke und hatte ein Tuch auf die Wunde gepreßt. Es zeigte bereits rote Flecken, da das Blut durchdrang.
Die Wunde biß. Der Mann mußte die Lippen fest zusammenpressen, um nicht aufzustöhnen. Er versuchte, an etwas anderes zu denken. Es gelang ihm nur schwer, und so drehte er den Kopf nach links, um auf den Rücken der Zauberfrau schauen zu können.
Er sah sie als Schatten.
Ein unheimliches Bild, denn sie stand vor dem Kamin, in dem die Flammen ihren zuckenden Tanz aufführten und wie gierige Hände einen alten rußgeschwärzten Eisentopf umschlossen, der von einem Dreibein hing und mit einer Masse gefüllt war, deren Zusammensetzung nur Alva bekannt war.
Dort brodelte eines ihrer Geheimrezepte. Dampf stieg aus dem Kessel. Er breitete sich auch vor dem Kamin aus, weil dieser nicht so gut zog. In die Nase des Mannes drang er. Der Schäfer nahm den Geruch nach frischer Minze wahr.
Obwohl er auch in der freien Natur lebte, hatte er sich ein wenig gefürchtet, Alva zu besuchen. Man konnte es nicht direkt Angst nennen, die er hatte, aber vielen war die alte Alva nicht geheuer.
Hätte sie sonst den Namen Zauberfrau bekommen?
Auch jetzt machte sie ihm wieder alle Ehre. Sie stand vor dem Kamin, beugte ihren Körper nach vorn und geriet näher an die Flammen, die ihren Schatten zuckend nachmalten und ihn gegen die schlichte Holzdecke warfen, so daß er dort wirkte wie ein böser Geist.
Es war nicht still in der Hütte. Draußen war es schon dunkel geworden. Hin und wieder bellte der Hund des Schäfers, der vor der Tür wartete. Auch aus dem Kamin erklangen Geräusche.
Da war das leise Fauchen der Flammen zu vernehmen, das Knacken der Holzscheite, und dann, wenn es einmal, still war, auch das Brodeln der sirupartigen Flüssigkeit im Kessel.
Dünner Rauch drang über den Rand. Er sah aus wie feine Nebelschwaden und wehte gegen das Gesicht der Zauberfrau.
Alva bewegte die Hände, verteilte den Rauch und begann plötzlich zu sprechen.
Darüber erschrak der Schäfer, denn damit hatte er nicht gerechnet. Er wollte schon eine Antwort geben, bis er feststellte, daß nicht er gemeint war, sondern das Feuer im Kamin.

Mit ihm hielt die Kräuterfrau Zwiesprache.

»Flammen des Lebens, Flammen des Todes«, sagte sie mit krächzender Stimme. »Wallet und wehet. Gebt dem Sud das Leben und die Heilung. Seid gut zu den Menschen und den Tieren, die euch bewundern. Flammen des Lebens, heilt die Wunden der Gerechten und zerstört die, die nicht an euch glauben wollen.«

Bei den letzten Worten hatte sie den rechten Arm gehoben und streckte die Hand über den Kessel. Dann drehte sie sich herum, so daß das, was sich in ihrer Handfläche befunden hatte, in den Topf mit der brodelnden Masse rieseln konnte.

Es fiel wie eine lange Fahne, berührte den kochenden Brei und brachte ihn zum Zischen.

Weißer Dampf wölkte aus dem Kessel, der wenig später seine Farbe veränderte und grünlich wurde.

Gilmoore war es mehr als unheimlich zumute. Natürlich kannte er die Geschichten, die man sich über Alva erzählte, er hatte sie zum Teil geglaubt, doch nun erlebte er sie am eigenen Leibe, und ein kalter Schauer rann über seinen Rücken.

Wäre die Wunde nicht so tief gewesen, hätte er den nächsten Arzt besuchen können, aber er brauchte die Behandlung und hatte sich deshalb an die Zauberfrau gewandt.

»Es ist gleich fertig, mein Söhnchen«, sagte die Frau und drehte sich in ihrer gebückten Haltung zu ihrem Patienten um.

Gilmoore war von dem Anblick geschockt. Alva sah tatsächlich aus wie eine Hexe. Er kannte sie ja schon, doch jetzt, wo der Widerschein des Feuers ihr Gesicht in eine rötliche Glut tauchte, wirkte die noch schauriger.

Ihr Kopf war unnatürlich klein. Dabei wirkte das Gesicht wegen der langen, aschgrauen Haare, die ihr bis auf den Rücken wuchsen noch schmaler. Eine sehr spitze Nase stach unter der hohen Faltenstirn hervor. Der schmallippige Mund war breit. Wie ein spitzer Stein sprang das Kinn hervor. Es war ebenso mager und knochig wie der übrige Körper der Zauberfrau. Sie hatte ihn in ein blaugraues Gewand gehüllt, das bis zum Boden reichte. Klein und schmal wirkten ihre Augen, und aus den weiten Öffnungen der Ärmel schauten die Hände wie Krallen hervor.

Im Widerschein der tanzenden Flammen veränderte sich der Gesichtsausdruck von Sekunde zu Sekunde. Manchmal sah die Haut aus wie eine mit dünnem Blut übergossene Maske, ansonsten, wenn sie das Gesicht vom Feuer wegdrehte, fielen düstere Schatten auf ihr Gesicht.

Alva nickte heftig. Gilmoore befürchtete, daß der Kopf abfallen könnte, so hektisch wurde er bewegt.

»Es ist bald soweit«, flüsterte die Zauberfrau. »Du brauchst nicht

mehr lange zu warten, Söhnchen. Der Sud wird dich gesundmachen. Verlaß dich drauf.«

»Ich hoffe«, quetschte der Schäfer hervor, denn die Schmerzen waren schlimmer geworden.

»Keine Bange, Söhnchen. Was ich in die Hand nehme, das klappt. Man nennt mich nicht umsonst die Zauberfrau.« Sie trat einen Schritt vor und stand im Halbdunkeln. In der Nähe befand sich eine Petroleumlampe. Auf einem alten Holztisch hatte sie ihren Platz.

Mit einem Kienspan zündete die Frau die Lampe an und stülpte den Glaszylinder darüber. »Was ich dich noch fragen wollte, Söhnchen, hast du eigentlich Angst vor dem Teufel?«

Gilmoore wurde von dieser Frage so sehr überrascht, daß es ihm die Sprache verschlug. »Wovor?« meinte er nach einer Weile.

»Vor dem Teufel.« Die Zauberfrau gab die Antwort kichernd, während sie an das Lager trat und die kleine Lampe nahe dem Kopfende auf einen Holzbock stellte.

»Wie meinst du das?«

»Es gibt den Teufel!« flüsterte die Alte. »Es gibt ihn ganz gewiß. Ich habe ihn schon gesehen, und du darfst keine Angst vor ihm haben, denn er wird dir helfen, dich zu heilen.«

»Hör auf!«

Mit ihrer knochigen Hand winkte sie ab. »Ich merke schon, du willst mir nicht glauben. In der Medizin, die ich dir gebraut habe, befindet sich Teufelskraut, und es heilt am besten, mußt du wissen. Deshalb darfst du keine Angst vor dem Gehörnten haben.« Sie rieb sich die Hände. Es raschelte, als würde jemand Papier zusammenknüllen. Dann wechselte sie wieder das Thema. »Ich schaue mal nach. Der Sud muß gleich gar sein. Er darf auch nicht zu lange kochen, weißt du. Alles muß erhalten bleiben. Nur brodeln muß er, nur brodeln…«

Gilmoore bekam regelrechte Schweißausbrüche, als er die Worte der Alten hörte. Er sah, wie sie sich bückte, ein Schöpfgefäß aus einem Eisenständer nahm und es in den großen Kessel tunkte. »Ja, er ist gut, der Brei«, sagte sie und lobte sich selbst. »Das habe ich hervorragend gemacht. Die Wunde wird sich schnell schließen.« Sie trat in die andere Ecke der Blockhütte, wo eine Tonne mit Wasser stand. Dort kühlte sie die Schale.

Gilmoore hörte es zischen und sah weiße Dämpfe hochsteigen.

Mit dem Finger rührte die Zauberfrau in dem Brei herum, bevor sie zufrieden nickte. »Es ist alles in Ordnung«, erklärte sie. »Sogar die richtige Temperatur hat er. Nichts kann jetzt noch schiefgehen, nichts.« Dabei lachte sie so häßlich, als wäre sie von ihren eigenen Worten nicht überzeugt.

Der Schäfer rückte ein wenig zurück, als die Alte näherkam. Instinktiv fürchtete er sich vor ihr, und auch als er ihren Blick auf sich

gerichtet sah, mußte er ihm einfach ausweichen.

Gilmoore trug einen dichten Bart. Er bemerkte, daß sich die einzelnen Härchen sträubten und hielt den Atem an, so steckte er voll innerer Spannung.

Dann zuckte er zusammen, als die Zauberfrau ihm mit einem Ruck das Tuch wegriß.

Offen lag die Wunde vor ihr.

Sehr genau schaute sie hin. »Muß ein feines Messer gewesen sein«, murmelte sie, bevor sie ihre Finger in den Sud versenkte und einen Teil von ihm aus dem Gefäß holte.

Gilmoore fürchtete sich vor den klauenartigen Fingern der Frau.

Und wunderte sich im nächsten Augenblick darüber, wie zart sie über seine Haut und die Wunde streichen konnten. Er hatte auch damit gerechnet, heißen Brei auf der Haut zu spüren, doch er irrte sich. Das Zeug, das noch bis vor kurzem über dem Feuer gekocht hatte, kühlte angenehm.

Der Schäfer schloß die Augen. Er war jetzt doch froh, daß er Vertrauen zu Alva gehabt hatte, und er genoß es regelrecht, wie die geschickten Finger die Medizin verteilten.

Bis zu dem Augenblick, als er den Schrei hörte.

Es war kein menschlicher Schrei, sondern ein schrilles Jaulen, das anklagend durch die Finsternis hallte und als Echo im dichten Wald verwehte.

»Was war das?«

»Ich weiß es nicht, Söhnchen!«

»Verdammt, ich…« Er wollte hoch, aber die Zauberfrau drückte ihn wieder zurück. »Bleib liegen, du …«

Der nächste Schrei unterbrach sie. So schrill, so voller Todesangst, daß Gilmoore der kalte Schweiß ausbrach. Und plötzlich wußte er auch, wer so geschrien hatte.

»Mein Hund!« rief er. »Verdammt, es war mein Hund…!«

Wieder drückte ihn die Hand zurück, als er aufstehen wollte. »Ich sehe nach«, sagte Alva und ging zur Tür.

Gilmoore, der Schäfer, bekam plötzlich schreckliche Angst…

***

Er trug einen hellen Sommermantel, hielt einen dunklen Hut in der Hand und beobachtete uns durch die dicken Gläser seiner Hornbrille. Ich fand, daß Sir James müde, ausgelaugt und irgendwie erschöpft aussah. Kein Wunder, er hatte mitgelitten.

»Guten Abend«, grüßte er, ließ sich von Sheila Hut und Mantel abnehmen, bevor er näherkam.

In einem hellen Anzug hatte ich Sir James noch nie gesehen. Auch jetzt trug er einen dunklen. Sehr sorgfältig zog er die Hosenbeine

hoch, nachdem er sich gesetzt hatte.

»Ich bedanke mich für Ihre Einladung«, wandte er sich an Bill, der fragte, was er anbieten dürfe.

»Wasser ohne Kohlensäure. Wie immer.«

»Geht klar, Sir.«

Sheila war inzwischen zurückgekommen und nahm neben dem Superintendent Platz. Nadine, die Wölfin, erschien für einen kurzen Moment in der offenen Tür, um den neuen Gast zu begutachten.

Dann zog sie sich zurück.

Ich beobachtete Jane Collins aus dem Augenwinkel. Sie saß steif im Sessel und erinnerte mich in diesem Moment an eine Angeklagte auf einer harten Gerichtsbank.

Sir James bekam sein Wasser, bedankte sich durch ein Nicken und nahm einen Schluck. Der Reihe nach schaute er uns an. Auf meinem Gesicht ruhte sein Blick ein wenig länger. Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen, und auch die Lippen meines Vorgesetzten zuckten!

»Zunächst einmal darf ich Ihnen sagen, wie froh ich bin, Sie gesund zu sehen. Ich habe auch schon mit Suko gesprochen. Ihm ist ebenfalls nichts passiert. Miß Perkins freut sich natürlich auch. Sie läßt sie übrigens grüßen, John.«

Die letzten beiden Sätze hatte Sir James bewußt gesagt. Sie waren auch an die Adresse der Detektivin gerichtet. Zwischen ihr und Glenda hatte es in früheren Zeiten eine gewisse Rivalität gegeben.

Auch jetzt zuckte Jane zusammen. Sie konnte sich demnach noch gut erinnern.

»Ich bedanke mich«, sagte ich.

Und Jane fragte: »Ist sie denn noch immer da?«

»Natürlich«, erwiderte mein Chef. »Sie ist übrigens eine hervorragende Kraft. Aber lassen wir das. Andere Themen sind wichtiger.«

Er wandte sich anschließend an mich. »Sie glauben nicht, John, was ich Ihretwegen in den letzten Stunden für einen Ärger hatte.«

»Welchen denn?«

»Die Italiener machen Schwierigkeiten. Beim Geheimdienst rotiert man, denn ich kann es dem zuständigen Mann nicht begreifbar machen, daß ein Flugzeug so ohne weiteres verschwindet. Zudem sind bei einem Einsatz fünf Soldaten umgekommen, das muß irgendwie motiviert werden, wenn Sie verstehen. Zum Glück hat die Presse noch keinen Wind davon bekommen, aber ein gewisser Signore di Conti macht mir die Hölle heiß. Er und die NATO bestehen auf einer Erklärung. Ich habe den Innenminister einschalten müssen und ihn eingeweiht. Vielleicht schafft er es, die Sache wieder hinzubiegen. Jedenfalls bin ich für keinen zu erreichen. Das wollte ich nur einmal gesagt haben.«

»Soll ich mich mit dem italienischen Geheimdienst in Verbindung setzen?« fragte ich.

»Nein, nicht. Das schaukeln wir schon«, erwiderte Sir James lässig. »Sie haben schließlich andere Probleme, deretwegen ich schließlich auch erschienen bin.« Er schaute in die Runde. »Sind Sie schon zu einer Lösung gekommen, was das weitere Schicksal der Miß Collins angeht?«

Bill und ich verneinten.

Sir James nickte. »Das hatte ich mir gedacht.« Er wandte sich jetzt direkt an Jane. »Und Sie, Miß Collins, haben Sie sich schon Gedanken über Ihre Zukunft gemacht?«

»Man hat mir zwar das Herz genommen, aber das Hirn gelassen«, erklärte sie. »Dennoch weiß ich mir keinen Rat. Ich habe die letzten zwei oder drei Jahre einfach vergessen. Die fehlen in meinem Leben, und ich frage mich, ob die Erinnerung jemals wieder zurückkehren wird.«

»Besser nicht«, meinte Bill.

»So sehe ich es auch«, gab Jane zu. »Aber Sie wissen, Sir James, mit welch einem Handicap ich zu leben habe.« Jane hob den Würfel über die Tischkante. »Ohne ihn bin ich verloren, einfach tot, nicht mehr existenzfähig.«

»Ja, John Sinclair weihte mich kurz ein. Dennoch müssen wir eine Lösung finden.«

»Haben Sie eine, Sir?«

»Noch nicht.« Der Superintendent räusperte sich. »Ich weiß nicht, ob man Ihnen davon berichtet hat, wie ich vorgegangen wäre. Ich hätte Sie vor ein Gericht gestellt, denn Sie sind eine Mörderin, Miß Collins!«

Bei diesen Worten erblaßte Jane.

Ich mußte ihr beistehen. »So kann man das nicht sehen, Sir. Jane hat von allem…«

»Lassen Sie mich ausreden, John. Nachdem ich jedoch den wahren Sachverhalt kennengelernt habe, sehe ich die Dinge aus einer anderen Perspektive. Ich werde Sie nicht unter Anklage stellen, Miß Collins.«

»Danke.«

»Es bleiben dennoch sehr große Probleme zurück, denen wir uns stellen müssen. Haben Sie eine Vorstellung davon, wie Sie sich Ihre weitere Zukunft denken?«

»Nein.«

»Ihnen ist jedoch bewußt, daß man Sie jagen wird. Sie stehen auf der Abschußliste derer, denen Sie in den letzten Jahren Ihre gesamte Existenz geweiht haben.«

So deutlich war ihr bisher von keinem ihre Situation vor Augen geführt worden. Dementsprechend war auch Janes Reaktion. Sie riß die Augen auf und starrte Sir James an.

»Glauben Sie mir, Miß Collins, das ist so. Wir müssen versuchen, Sie zu beschützen oder Sie in Sicherheit bringen. Das wird nicht einfach sein. Deshalb hoffe ich, daß Sie uns helfen werden. Können wir uns auf Sie verlassen?«

»Ja, ich werde versuchen…«

»Du darfst dich nicht gegen uns stellen, Jane!« warnte ich sie.

»Der Satan will dich tot sehen und den Würfel haben. Denke immer daran. Über deine Leiche an den Würfel, das ist seine Devise.« Ich hob meinen rechten Daumen. »Dies will ich mal als die Gefahr Nummer eins bezeichnen, aber es gibt eine weitere. Die hat ebenfalls einen Namen. Der Spuk will sich auch in den Besitz des Würfels setzen, und er ist, wie du bestimmt auch noch weißt, mächtiger als der Teufel. Ich würde ihn mit den Großen Alten gleichsetzen. Oder noch schlimmer.«

Jane wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ihre Lage war wirklich nicht beneidenswert. Da hockte sie und mußte zuhören, wie wir über ihr Schicksal diskutierten.

»Kann ich eine Zigarette haben?« fragte sie.

Bill und ich reichten ihr gleichzeitig die Schachteln rüber. Sie nahm das Stäbchen aus meiner. Dafür bekam sie von dem Reporter Feuer.

Tief saugte sie den Rauch ein, blies ihn gegen die Decke und hob die Schultern. »Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

»Daß Sie Ihren alten Beruf nicht mehr ausüben können, steht fest«, erklärte Sir James. »Es ist unmöglich für Sie, hier in London als Detektivin zu arbeiten. Außerdem können Sie in der Stadt nicht bleiben. Ich wüßte nicht, wo ich Sie unterbringen sollte.«

»Ich auch nicht«, gab Jane zu.

»Dann werden wir gemeinsam überlegen, ob wir eine Möglichkeit finden«, sagte der Superintendent und schaute in die Runde. »Hat einer von Ihnen vielleicht eine Idee?«

Nein, die hatten wir auch nicht.

»Wo wäre Jane denn sicher?« fragte Sheila. »Es muß meiner Ansicht nach ein weißmagischer Platz sein.«

»Die flaming stones«, meinte Bill.

Ich schüttelte den Kopf. »Das wollen Myxin und Kara nicht. Sie haben ihre Gründe, die ich respektiere. Nein, wir müssen uns schon etwas anderes einfallen lassen.«

»Ich wüßte nichts«, sagte Sheila.

Sir James räusperte sich. »Wie ist es mit Ihnen, Bill?«

Der Reporter hob die Schultern. »Wenn Sie mich so direkt fragen, fällt mir auch nichts ein.«

»Kann ich mir bei Ihnen die Frage ersparen, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Noch nicht, Sir. Ich glaube, mir ist da etwas eingefallen.«

»Und?«

»Warten Sie, ich muß noch nachdenken.« Das tat ich sehr intensiv.

Das Kinn hatte ich in die linke Handfläche gestützt. Mit den Fingern der Rechten trommelte ich auf die Tischplatte. »Ja, das müßte gehen, auch wenn es nicht hundertprozentig sicher ist.«

»Reden Sie schon!« forderte mich Sir James auf.

Bei jedem Wort, das ich anschließend sprach, tippte ich mit der Spitze des Zeigefingers auf den Tisch. »Schottland, Grampian Mountains, ein Kloster namens St. Patrick…«

»Father Ignatius«, vollendete Bill.

»Sehr richtig.«

Alle wußten über das Kloster in den Bergen Bescheid. Von dort bekam ich meine Munition, und da war ich stets ein gern gesehener Gast. Da ich keinen Widerspruch hörte, nahm ich an, daß alle damit einverstanden waren. Auch Sir James, denn ich sah sein Nicken.

»Und wie ist es mit dir, Jane?«

Sie blickte mich erstaunt an. »Ich soll in ein Kloster?«

»Sogar in ein Männerkloster«, meinte Bill und begann leicht zu grinsen. Bis er einen strafenden Blick seiner Frau auffing und die Gefühlsregung unterdrückte.

»Bist du damit einverstanden?« wollte ich wissen.

»Gibt es denn keine andere Lösung?«

»Nein, Jane. Mir ist jedenfalls keine eingefallen. Ich bleibe immer an dem Kloster kleben.«

Jane schaute auf den Würfel. »Anfreunden kann ich mich mit dem Gedanken nicht«, erklärte sie leise.

»Ich auch nicht«, gab ich zu. »Aber wir sehen einfach keine andere Chance. Hundertprozentig sicher bist du dort auch nicht. Das Kloster ist schon mehrmals angegriffen worden. Ich selbst habe es erlebt. Aber was sollen wir tun? Wenn du eine bessere Lösung weißt, dann sag sie.«

»Die habe ich ja nicht.«

Sir James schlug leicht mit der flachen Hand auf den Tisch. »Dann bleibt es dabei.«

Bis auf Jane nickten wir alle.

Sir James war zufrieden. »Kommen wir zu den technischen Problemen«, sagte er. »Wann werden Sie fahren, John?«

»Im Morgengrauen.«

»Allein?«

»Nein, ich möchte außer Jane noch jemand mitnehmen. Man kann nie wissen, welche Gefahren sich mir in den Weg stellen werden und Suko…«

»Ich bin dabei.« Bill Conolly fiel mir ins Wort. »Bist du einverstanden?«

Ich schaute auf Sheila.

»Wenn deine Seligkeit davon abhängt«, sprach sie ihren Mann an. »Dann fahr mit.« Sie lächelte. »Ich kenne auch den wahren Grund.«

»Gibt es da noch einen?« erkundigte ich mich.

»Ja, er steht in der Garage.«

Ich kniff Bill ein Auge zu. »Gab es da nicht mal einen Hund namens Zerberus, der die fatale Angewohnheit hatte, deinen Wagen in ein Flammenmeer zu verwandeln?«

»So ist es.«

»Jetzt hast du einen neuen.«

Bill strahlte plötzlich. »Fast nagelneu. Ich hatte dich überraschen wollen, aber du warst ja in Paris. Willst du ihn sofort sehen?«

»Wenn ich nein sage, quält es dich.«

Wir verließen den Raum. Draußen drang die kühle Nachtluft in unsere Lungen. Spinnweben streiften mein Gesicht. Erste Anzeichen eines nahenden Herbstes. Auch dieser Sommer neigte sich wieder seinem Ende zu. Noch zwei Tage, dann zählten wir September.

»Hundertprozentig gefällt es mir nicht«, sagte Bill. »Aber ich weiß auch keine bessere Lösung.«

»Und ich bin gespannt, wie sich Jane einfügt.« Ich schüttelte den Kopf. »In einem Kloster muß sie sich verbergen. Hätte mir das jemand vor einigen Wochen gesagt, ich hätte ihn für verrückt erklärt.«

»Ich auch.« Bill hatte inzwischen per Fernbedienung das breite Garagentor hochfahren lassen.

Das Licht ging automatisch an. Seine kalte Pracht spiegelte sich auf dem knallroten Lack eines nagelneuen Sportwagens.

»Ich hätte ihn schon früher haben müssen, aber dann kam der Streik in Germany dazwischen, na, du kennst das ja aus unserem Land.«

»Sicher.« Ich schaute mir den Wagen an. Das war schon eine Rakete. »Was er gekostet hat, will ich gar nicht fragen, aber du mußtest bestimmt einiges hinblättern.«

»Das allerdings.«

Ich ging einmal um den Wagen herum. Bullig wirkte er. Man sah ihm die Kraft an, die unter der Haube steckte. Der Kofferraum und das Heck verschwanden unter einer Glaskuppel.

»Das ist der Porsche 928 S«, erklärte mir der Reporter. »Von null auf hundert Kilometer braucht er genau 6,5 Sekunden! Und seine Maschine hat…«

Ich winkte ab. »Laß mal, davon verstehe ich nicht viel.«

»Und sonst?« fragte Bill. »Tolles Auto.«

»Das meine ich auch.« Er legte eine Hand aufs Dach. »Weißt du nun, weshalb ich so scharf darauf bin, euch nach Schottland zu fahren?«

»Ich kann es mir zumindest denken«, gab ich lächelnd zurück.

***

Gilmoore, der Schäfer, schaute Alva nach, als sie aus der Blockhütte verschwand. So alt die Frau auch war, sie verstand es dennoch, sich fast unhörbar zu bewegen. Darüber wunderte sich der Mann.

Gleichzeitig machte es ihn ängstlich.

Die Tür hatte Alva nicht geschlossen. Hier im Schottischen Hochland wurde es Ende August schon empfindlich kühl. Dann kamen die Nordwestwinde als Vorboten des Herbstes und brachten die Frische mit, die auch in die Blockhütte drang. Das Feuer im gemauerten Kamin flackerte beinahe nervös, sogar der Kessel schwang ein wenig, und das alte Dreibein quietschte erbärmlich.

Auch von draußen waren die Schritte der Frau nicht mehr zu vernehmen. Nur das Säuseln des Windes hörte der Verletzte. Er stemmte sich in die Höhe, belastete seinen Arm falsch und zuckte zusammen, als er den Schmerz spürte.

Mochte die Paste oder der Sud auch noch so gut sein, die Wunde jedenfalls hatte sich noch nicht geschlossen.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als abzuwarten. Und das bei dieser innerlichen Unruhe, die ihn seit dem Aufklingen des Schreis gepackt hielt. Je mehr und länger er darüber nachdachte, um so größer wurde seine Überzeugung, daß es sich nur um seinen Hund gehandelt haben konnte. Es war ein irischer Setter, drei Jahre alt und voll in der Kraft stehend. Ein idealer Gefährte.

Gilmoore bekam Angst um seinen Hund. Überhaupt gefiel ihm die Umgebung immer weniger.

Das tanzende Spiel der Kaminflammen machte ihn nervös. Schauer rannen über seinen Rücken. Jetzt richtete er sich doch auf, starrte in die Flammen und hatte das Gefühl, gräßliche verzogene Fratzen in ihnen zu erkennen.

Er wischte über seine Augen, schaute wieder hin, sah aber alles normal.

»Verdammt«, murmelte er, »du bist doch sonst nicht so nervös. Was ist nur los?«

Er wußte es nicht. Ein paarmal holte er heftig Luft, spürte sein Herz schnell schlagen und merkte auch die Stiche in seiner Brust.

Noch immer war von der Zauberfrau nichts zu hören. Was hatte sie sich überhaupt dort so lange aufzuhalten?

Einen Grund konnte er sich nicht vorstellen. Wenn sein Hund tatsächlich so geschrien hatte, war ihm bestimmt etwas passiert. Aber er hatte ihn nicht weglaufen hören.

Dann vernahm er Schritte.

Endlich kam die Alte zurück.

Gilmoore schaute noch einmal auf seinen Arm. Er hätte ihn waagerecht halten müssen, so rann die dicke, grünlich schimmernde Flüssigkeit nach unten und hatte bereits den Rücken seiner Hand

erreicht.
Egal, er wollte wissen, was Alva gefunden hatte. Da achtete er auch nicht auf das Brennen der Wunde.
Die Schritte waren schlurfend. Auch unregelmäßig, als hätte die Frau schwer zu tragen.
Vielleicht den Hund?
Er wollte es nicht glauben. Nein, so einfach tötete man ihn nicht.
Der wußte sich schon zu wehren, das hatte er oft genug bewiesen.
Am Lager hielt Gilmoore es nicht mehr länger aus. Er drehte sich um und wandte sich der Tür zu, weil er genau sehen wollte, ob die Frau tatsächlich kam.
Ja, sie war es.
Ihr Gesicht wirkte in der Düsternis wie eine Schattenmaske.
Immer mehr erinnerte diese Frau an eine alte Hexe aus einem der finsteren Märchen, wie der Schäfer sie in seiner Jugend oft genug gehört und gelesen hatte.
Der Wind fuhr gegen ihren Rücken, erfaßte auch das natürlich lange Haar und wehte es in die Höhe. Es wirkte fast wie ein Schleier, der mit seinen Spitzen gegen die obere Türkante stieß.
Sie ging gebückt, starrte den Mann an, öffnete ihren breiten Mund und begann häßlich zu kichern.
Ja, es war ein hexenähnliches, widerliches Lachen, das dem Schäfer entgegenschwand.
»Ich habe ihn«, sagte sie immer noch kichernd. »Ich habe ihn gefunden, deinen Hund.«
»Und wo?« Gilmoore bekam die Worte kaum hervor. Obwohl das Feuer seinen Rücken wärmte, fröstelte er plötzlich.
»Hier«, erwiderte die Hexe, trat einen Schritt nach rechts, drehte sich dabei und schleuderte dem Schäfer einen schwarzen Klumpen vor die Füße.
»Das war dein Hund!« kicherte sie. »Ja, das war er…«
Gilmoore war entsetzt. Er wollte etwas sagen, aber der Schrecken hatte ihn gelähmt. So starrte er auf das schwarze klumpige Etwas, das beißenden Rauch absonderte und auch nach verbranntem Fett und angesengter Haut stank. Das also sollte der Hund gewesen sein?
Alva machte sich einen Spaß daraus, den Mann zu demütigen.
»Willst du ihn vielleicht streicheln?« zischelte sie. »Das kannst du gern, aber zwischen deinen Fingern wird er zerknistern…« Wieder lachte sie laut auf und schüttelte sich.
Der Schäfer merkte, wie bei ihm die Reaktion auf diesen Schrecken einsetzte. Zunächst wurde seine Kehle eng. Dann stieg der Klumpen höher, breitete sich aus, und die Folgen spürte er in seinen Augen. Sie wurden feucht, weil eine Kraft von innen her gegen sie drückte und das Wasser in die Höhlen trieb.

Gilmoore sackte in die Knie. Sein Rücken blieb dabei durchgebogen. Er streckte die unverletzte Hand aus und streichelte mit einer behutsamen Geste das, was einmal das Fell des Hundes gewesen war. Dabei weinte er.

Die Alte schaute zu. Ihre Augen blickten böse, und es war der Blick einer Hexe.

Mitleid hatte sie nicht. Einmal wandte sie den Kopf und schaute in die Dunkelheit hinein, als würde sie dort etwas suchen und auch eventuell finden.

Gilmoore kam wieder hoch. Es fiel kaum Licht in die Türfüllung, dennoch sah sein Gesicht bleich wie ein altes verwaschenes Tuch aus. Die Augen hatten einen trüben Glanz angenommen, der Mund zuckte, nasse Streifen glänzten auf den Wangen.

Sogar die Zauberfrau bekam vor ihm Angst, ging einen Schritt zurück und hob die Arme, als wollte sie einen Schlag abwehren.

»Du warst es!« sagte der Schäfer. »Du ganz allein. Du hast ihn getötet, Alte!«

»Nein! Nein! Nein!« brüllte sie und schüttelte sich. »Ich war es nicht. Ich war es niemals. Ich kann es auch gar nicht gewesen sein, weißt du! Wann hat der Hund geschrien? War ich da nicht bei dir, als er so fürchterlich jammerte? Hast du das nicht gehört, Schäfer?«

»Ja, aber wer hat ihn dann…?«

»Ich kann es dir sagen!« rief die Zauberfrau und breitete die Arme aus, als wollte sie den Mann umfangen. »Ich kann es dir genau sagen. Es war er…«

»Wer ist er?«

Die Alte trat wieder einen Schritt näher. »Ha, ha«, lachte sie. »Erinnere dich daran, daß wir von ihm gesprochen haben. Hatte ich dich nicht gefragt, ob du an den Teufel glaubst?«

»Ja, das hattest du!«

»Dann kennst du auch den Mörder. Es war der Leibhaftige. Der Teufel, der Satan, denn ich habe ihn gesehen. Ich stehe mit ihm in Verbindung. Ich liebe ihn, ich…«

»Wahnsinnig!« brüllte Gilmoore. »Alte, du bist wahnsinnig.« Er hob die Hand zum Schlag, traute sich aber noch nicht, sie nach unten rasen zu lassen.

Die Zauberfrau schaute ihn scharf an. Den Kopf hatte sie dabei schief gelegt. »Wag es nicht!« flüsterte sie scharf, »gegen den Teufel die Hand zu erheben. Wag es nur nicht, das rate ich dir. Sonst bist du verloren, dann bist du…«

Der Schäfer hörte nicht hin, denn er schaute über den Kopf der wesentlich kleineren Hexe hinweg.

Direkt vor der Hütte endete ein kleiner Weg. Um zu dem Blockhaus zu gelangen, mußte ein Waldstück umrundet werden.

Und dort, wo es sich wie eine Faust in die Kurve des Wegs vorschob, sah der Schäfer eine Gestalt. Für die Dauer einer Sekunde glaubte er an einen Alptraum. Die Gestalt war von einem Feuerkranz umgeben. Innerhalb des Kranzes schimmerte das schreckliche Gesicht.

Eine dreieckige, bläuliche Fratze mit bösen, kalten Augen, aus denen das Grauen strahlte.

Der Teufel!

Gilmoore versteifte sich. Danach winkelte er die Arme und hob sie an. Dabei verzerrte sich auch sein Gesicht, und im nächsten Augenblick startete er.

Über seinen verbrannten Hund sprang er hinweg, stieß auch noch die Alte zur Seite und rannte in panischer Flucht in die Dunkelheit hinein.

Dabei schrie er so wie noch nie in seinem Leben und hörte hinter sich das gellende Höllengelächter des Satans. Der Schäfer Gilmoore war dem Wahnsinn nahe…

***

Die Zauberfrau fluchte, denn sie hatte den Stoß nicht mehr ausgleichen können und war zu Boden gefallen. Schnell rappelte sie sich wieder auf, drohte mit der Faust und schrie dem Flüchtling Verwünschungen nach, die jedoch im Gelächter des Satans untergingen.

Dann kam er selbst!

Eine feuerumkränzte, hochaufgerichtete Gestalt, die einen pechschwarzen Anzug trug, so zeigte er sich der alten Alva. Aus dem Hemdkragen ragte ein feuerroter Schädel mit gekrümmten Hörnern, und die Hände, die aus den weißen Manschettenöffnungen stachen, waren schwarz wie Teer und nur mehr Klauen.

So lässig kam er näher.

Alva erwartete ihn.

Sie starrte den an, den sie schon immer hatte kennenlernen wollen. Endlich war der Teufel auch zu ihr unterwegs. Oft genug hatte sie versucht, ihn zu beschwören und auch einigen Erfolg gehabt, denn es hatte sie manchmal ein gefährlicher Hauch getroffen, der wie der kalte Atem des Bösen über ihre Haut gehuscht war.

Endlich war ihr Traum in Erfüllung gegangen.

Sie lachte breit. Weit hielt sie die Augen offen, und während sie lachte, drangen auch gleichzeitig keuchende Laute über ihre Lippen.

Der Teufel kam, um sie zu treffen.

Schwindel erfaßte sie. Es war der Taumel der Freude, der sie so reagieren ließ. Vielleicht wollte er sie sogar zur Braut nehmen, und die alte Vettel war nahe daran, sich die Kleider vom Leibe zu reißen.

Aber nein, das wollte er sicherlich nicht. Dennoch würde sie ihm ihre Dankbarkeit und auch ihre Dienstbarkeit beweisen.

Asmodis war vielleicht noch zehn Schritte von ihr entfernt, als Alva ihren Körper krümmte und sich vor der Höllengestalt verneigte. Fast hätte sie dabei den Boden geküßt, so weit drückte sie den Kopf nach unten. Sie schielte nach vorn, hörte die Schritte des Teufels und sah auch den Widerschein des Feuers über den Boden huschen, der ein gespenstisches Spiel aus Licht und Schatten schuf.

Der Satan blieb stehen.

Gleichzeitig verlöschte auch das ihn umgebende Höllenfeuer, so daß sich die Dunkelheit ausbreiten konnte. Und nur ein wenig Licht drang vom Kamin durch die offene Tür der Blockhütte.

»Komm wieder hoch!« befahl der Satan mit einer dumpfen Stimme, die gleichzeitig einen metallenen Unterton besaß. »Ich will dir ins Gesicht sehen, Dienerin.«

Alva drückte sich langsam in die Höhe. Fast wurde ihr schwindlig, denn sie hatte genau verstanden, wie der Satan sie begrüßte.

Als Dienerin!

Dann hatte er sie akzeptiert.

Sie lachte wieder und streckte ihre Arme aus, um die Gestalt zu umfassen.

Asmodis reagierte völlig anders als erwartet. Kalt und ohne Gefühl. Er vollführte eine wischende Bewegung, schob die zufassenden Hände der Frau einfach zur Seite. Dann bekam die Zauberfrau einen Stoß gegen die Brust, der sie bis über die Türschwelle in das Blockhaus zurücktrieb.

Der Teufel folgte ihr. Mit seinem Klumpfuß schob er die verbrannten Überreste des Hundes zur Seite, betrat die Hütte und rammte die Tür so hart hinter sich zu, daß das ganze Blockhaus zitterte.

Vor dem Kamin hatte sich Alva aufgebaut. Sie rang ihre mageren Hände. Die Finger hatte sie ineinander verknotet, und sie fragte mit leiser Stimme: »Möchtest du etwas trinken, Satan? Ich habe alles hier, was dein Herz erfreuen könnte. Ich kann magisches Fett schmelzen, Tierknochen auflösen und dir ein Labsal bereiten. Oder…«

»Rede nicht!« erklärte Asmodis kalt, drehte sich um und ließ sich auf einem Schemel nieder. »Ich bin nicht zu dir gekommen, um darüber mit dir zu reden. Verstanden?«

»Ja, Meister!«

Der Teufel lachte und schaute in die Flammen des Kamins. »Du liebst das Feuer, nicht wahr?«

»Das ist richtig.«

»Gut, dann werde ich dir einen Gefallen tun und dir den höllischen Flammenkuß geben.«

Verzückt verdrehte die Alte die Augen. Sie hatte nur das Wort Kuß verstanden und war hingerissen.

Der Teufel wollte sie küssen. Also wurde sie doch zu seiner Braut.

Und sie hatte sich schon Sorgen gemacht.

»Kennst du den Flammenkuß?« fragte Asmodis, wobei er einen lauernden Unterton in seine Stimme gelegt hatte, der von der Frau aber überhört wurde.

»Nein, Herr!«

»Dann gib acht.«

Der Teufel öffnete den Mund. Er sah aus wie eine schwarze Höhle, aus der im nächsten Moment etwas hervorschlug, das sein Ziel in den Flammen des Kamins fand.

Hoch loderten diese auf, umtanzten den Kessel, drangen wie neugierige Finger aus den Öffnungen, so daß sie die Alte fast erfaßt hätten und diese zurückspringen mußte.

Eine Flamme aber löste sich.

Wie ein zuckender langer Schlangenarm aus rotglühendem Feuer wischte er durch die Luft und umtanzte den Kopf der sprachlos dastehenden Zauberfrau.

»Öffne dein Maul!« befahl der Satan.

Alva tat alles, was Asmodis von ihr wollte. Ein so heiß ersehnter Traum war für sie in Erfüllung gegangen. Sie hatte endlich den Teufel gesehen und tat gern, was er von ihr verlangte.

Den Kopf legte sie in den Nacken. Beide Mundhälften klappte sie fast bis zur Schmerzgrenze auf. Der Satan sollte sehen, welch eine Dienerin er in ihr hatte.

Für einen Moment tanzte die Flamme noch über dem offenen Mund. Sie zuckte hin und her, als könnte sie sich nicht entscheiden, ob sie in die Öffnung hineinfahren wollte.

Dann war sie verschwunden.

Alva spürte im Rachen ein Brennen. Gleichzeitig war er voll ausgefüllt, und sie mußte würgen, ob sie wollte oder nicht. Ihr Körper geriet in zuckende Bewegungen, sie schüttelte auch den Kopf, und im nächsten Augenblick war die Flamme verschwunden.

»Du hast den Feuerkuß bekommen«, erklärte der Teufel. »Er wird dich an mich binden. Aber auch du bist in der Lage, ihn weiterzugeben.«

Alva nickte. Gleichzeitig beugte sie wieder ihren Oberkörper nach vorn. Jetzt konnte sie den Satan anschauen. Er stand da und grinste kalt. Obwohl er es gewohnt war, Erfolge zu verzeichnen, freute er sich jedesmal, wenn wieder jemand den Weg auf seine Seite gefunden hatte.

Wie hier die Zauberfrau.

Bei ihr war es einfach gewesen. Sie hatte sich innerlich schon auf den Teufel eingestellt, denn wer so wohnte wie sie, der beschäftigte sich zwangsläufig mit Dingen, die für andere Menschen unverständlich waren und auch von ihnen abgelehnt wurden.

»Gerufen hast du mich«, flüsterte der Satan. »Ich weiß es genau. Ich empfange jeden Ruf, registriere ihn und kümmere mich später um den Rufer, wenn ich ihn brauche. So war es auch mit dir. Du machst gewissermaßen den Anfang, denn ich will mir das Heer der passiven allmählich zu einer Armee der aktiven Mitglieder aufbauen.«

»Ich möchte dir dienen, Satan!«

»Und was verlangst du?«

»Es ist nicht viel. Nur Wissen!«

Der Teufel lachte. »Wissen ist alles. Wissen ist Macht, Wissen ist die Welt, deshalb gebe ich es so ohne weiteres nicht preis.«

Die Zauberfrau verneigte sich wieder. »Das konnte ich mir vorstellen, auch ich hätte so gehandelt, aber du brauchst mir das Wissen nicht ohne Gegenleistung zu übermitteln.«

»Daran habe ich sowieso gedacht«, erklärte der Teufel. »Eine Gegenleistung verlange ich immer.«

»Und die wäre?«

»Es kommt ganz darauf an.« Asmodis richtete seinen Blick gegen die schmutzige Fensterscheibe. »Nicht weit von hier existiert ein Kloster, wenn ich richtig informiert bin?«

»Ja, das Kloster St. Patrick.«

»Warst du schon dort?«

»Natürlich. Einige Male. Sie haben mich immer freundlich aufgenommen, denn sie hielten mich für eine Spinnerin, ein Kräuterweib.«

»Das du auch bist«, erklärte der Satan.

Damit traf er bei Alva nicht auf Gegenliebe, denn sie mochte den Namen nicht. »Ich bin eine Zauberfrau.«

»Kannst du denn zaubern?«

»Manchmal ja.«

»Wie schön.« Der Satan winkte ab, als wäre für ihn die Sache erledigt. »Du hast die Höllenflamme verschluckt und bist dadurch meine Dienerin geworden. Jetzt kannst du dich tatsächlich als eine Zauberfrau bezeichnen, denn du stehst nun über den Menschen und wirst deine Kräfte gegen sie einsetzen. Hast du verstanden?«

»Das habe ich.«

»Dann will ich dir erklären, was ich mir gedacht habe. Auch ich besitze Feinde…«

Alva unterbrach den Satan durch ein Lachen. »Wer könnte dir schon als Feind gefährlich werden? Menschen? Das glaube ich nicht.«

Asmodis nickte. »Ja, es gibt so Vermessene.«

»Und die sind noch nicht erledigt?«

»Sie hatten Glück.« Mehr sagte der Teufel nicht. Er wollte sich nicht blamieren und eingestehen, daß er durch gewisse Menschen schon zahlreiche Niederlagen erlitten hatte. Alva sollte ihn als Herrn

ansehen, als einen Meister, der unbesiegbar ist.
»Was soll ich tun?« fragte sie.
»Vorerst nichts. Mir reicht es, daß du das Kloster kennst und man dich dort einlassen wird.«
»Aber ich will nicht mehr hin!« widersprach die Kräuterfrau.
»Weshalb nicht?«
»Ich kann diese Symbole nicht mehr sehen.« Ihr Gesicht verzog sich wie eine Grimasse. »Ich hasse diese Symbole. Ich mag kein Kreuz, ich will es nicht haben. Ich…«
Scharf winkte der Satan ab. »Du brauchst es ja nicht zu berühren, wenn du zum Kloster gehst. Außerdem bist du nicht allein«, erklärte Asmodis. »Es geht noch jemand mit dir.«
»Du?«
Asmodis begann zu lachen. »Ich nicht. Der Meister bleibt im Hintergrund. Er schickt seine Diener. Wenn ich dich belohnen soll, mußt du etwas für mich tun. Du wirst einen Mann kennenlernen, der auf unserer Seite steht. Er heißt Pernell Kent.«
»Kenne ich nicht. Ist es ein Fremder?«
»Ja.«
»Ach, ich hasse Fremde!« zischte die Alte.
»Das spielt für mich keine Rolle. Du wirst dich mit ihm zusammentun und unsere Feinde stoppen. Es geht um einen Würfel und um eine Frau. Ich weiß, daß sie unterwegs sind, um dem Kloster einen Besuch abzustatten. Sie sollen es nicht erreichen. Ihr werdet sie vorher töten und vor allen Dingen den Würfel an euch nehmen. Sollten sie es trotzdem schaffen, in das Kloster zu gelangen, wirst du dich überwinden müssen und ihm einen Besuch abstatten. Klar?«
Die Zauberfrau nickte und schüttelte sofort danach den Kopf. »Ich verspreche dir, Meister, daß sie das Kloster nicht erreichen werden. Zuvor vernichte ich sie.«
Asmodis lachte. »Es würde mich freuen. Aber Vorsicht. Sie sind sehr gefährlich.«
»Ich auch«, erwiderte Alva, öffnete den Mund und produzierte einen feurigen Flammenkranz, der wie eine runde Leuchtstoffröhre vor ihrem Mund kreiste.

***

Ich hatte mich mit Father Ignatius telefonisch in Verbindung gesetzt, ihm das Problem erklärt und war auf offene Ohren gestoßen. Der Pater hatte sich kooperativ gezeigt. Wie eigentlich immer, wenn ich ein Problem hatte.
»Natürlich kannst du kommen, John. Auch Jane Collins wird so lange bei uns bleiben können, wie es nötig sein wird. Ich regele das schon.«
»Danke.«

Wir hatten noch einige Worte gewechselt und freuten uns beide auf das Wiedersehen. Zudem konnte ich auf dem gleichen Weg neue Silberkugeln mitnehmen.

Bill Conolly wartete schon ungeduldig. Er wollte endlich seinen Porsche ausfahren können. Das war schließlich ein Wagen für längere Strecken. Nur für Jane wurde es ein wenig eng.

Zusammen mit Sheila war sie noch einkaufen gewesen, denn sie brauchte Kleidung. In ihre ehemalige Wohnung durfte sie auf keinen Fall zurück, denn nach wie vor schwebte die Detektivin in großer Gefahr, das stand für mich fest.

Ihre und auch meine Feinde würden alles daransetzen, um den Würfel zurückzubekommen und sie zu töten. Der Teufel vergaß nie.

Er rechnete stets ab, wobei Zeit keine Rolle spielte. Manchmal konnte er Jahre warten oder noch länger.

Natürlich war Suko nicht begeistert davon gewesen, in London bleiben zu müssen, aber einer mußte diesmal die Stellung halten und auf dämonische Aktivitäten achten.

Wir fuhren also ab.

Während ich mich auf dem Beifahrersitz räkelte und Jane quer im Fond lag, hatte Bill seinen Spaß. Das Lächeln lag wie eingefroren auf seinem Gesicht, und das Lenkrad hielt er umklammert wie einen kostbaren Schatz, den er nicht mehr hergeben wollte.

Die Fahrt verlief gut.

Jane sprach sehr wenig, auch in den Pausen redete sie kaum. Hin und wieder trank sie eine Tasse Kaffee, schaute aus den Fenstern der Raststätten und bewegte die Lippen, als ob sie etwas sagen würde.

Ich erinnerte mich an einen Fall, der erst einige Wochen zurücklag. Da war ich auch mit Jane gefahren, und sie hatte den Würfel gehabt. Damals stand sie noch auf der anderen Seite, obwohl wir gegen unseren gemeinsamen Feind, den gefährlichen Schnitzer kämpften.

Als wir am späten Nachmittag Schottland erreichten, stand die Sonne bereits tief.

Ich fühlte mich in diesem Land wohl, hier war ich geboren worden. Meine Eltern hatten später in London gewohnt. Als mein Vater in Pension ging, hatte er sich wieder in seine Heimat zurückgezogen. Leider fand ich zu wenig Zeit, meinen Eltern des öfteren einen Besuch abzustatten, auch diesmal würde es wahrscheinlich nicht klappen.

Unser Ziel waren die Berge.

Als ich die herrliche Landschaft so vor mir sah, kam mir der Gedanke an Urlaub. Da würde wohl in den nächsten Jahren nichts mehr draus werden, wenn der Kampf gegen die Mächte der Finsternis so weiterging wie bisher.

»John!«

Ich erschrak regelrecht, als ich Janes Stimme hörte. Um sie

anschauen zu können, drehte ich den Kopf und schaute an der linken Ecke der Rückenlehne vorbei.

Jane hatte die Schultern angezogen, als würde sie frösteln. »Da tut sich etwas.«

»Was denn?«

Sie löste eine Hand von dem Würfel. »Ihn meine ich. Er ist irgendwie anders geworden.«

»Und wie?«

»Ich weiß es auch nicht. Ich habe nur das Gefühl, als würde jemand aus dem Unsichtbaren nach ihm greifen.«

»Asmodis.«

»Kann sein.«

Als Spinnerei oder Einbildung tat ich Janes Worte nicht ab.

Schließlich hatte sie einiges hinter sich. Und sie redete bestimmt nicht ohne Grund so. »Kannst du näher darauf eingehen?«

»Kaum, John. Es ist nur… wie soll ich dir das erklären? Ein Gefühl, verstehst du?«

»Sicher. Und welches Gefühl?«

»Als würden wir verfolgt, und der Würfel wäre der Leiter für diese Verfolger.«

»Soll ich anhalten?« fragte Bill, der unserem Gespräch natürlich gefolgt war.

»Nein, fahr mal weiter.« Ich wandte mich wieder an Jane. »Kannst du den Würfel manipulieren. Du weißt, was ich damit meine?«

»Sicher, John.«

»Konzentriere dich auf seine Kräfte. Und denke dabei an den, der dein größter Feind ist.«

»Denkst du an den Teufel?«

»So ist es.«

Janes Gesichtsfarbe wurde noch bleicher. »Meinst du das im Ernst, John. Ich soll mich auf den Teufel konzentrieren?«

»Wenn es dir nichts ausmacht?«

»Doch, ich habe Angst.«

»Keine Sorge. Gegen Asmodis weiß ich ein gutes Mittel.« Ich holte das Kreuz hervor und zeigte es Jane. Noch vor Tagen hätte sie sich davor erschreckt, da hatte sie es regelrecht gehaßt. Heute aber nahm sie seinen Anblick hin.

Jane war wieder in Ordnung!

Gern hätte ich ihr geholfen, doch diesen Weg mußte sie einfach allein gehen. Da konnte ich wirklich nichts tun, nur ihr aufmunternd zunicken.

Während der Porschemotor satt brummte und Bill die ersten Serpentinen unter die breiten Reifen nahm, versuchte Jane Collins, die Magie des Würfels zu locken.

Sie hatte die Beine hochgelegt. Der Würfel hatte seinen Platz auf ihren Oberschenkeln gefunden. Die Hände lagen rechts und links an den Seiten.

»Versuche es!« flüsterte ich.

Sie nickte. Ihr Gesicht war gespannt, die Augen hatte sie leicht verengt, und sie tat alles, um einen Erfolg zu erringen.

Mein Blick glitt von ihrem Gesicht ab. Für mich zählte jetzt allein der Würfel.

Würde er reagieren?

Noch tat sich bei ihm nichts. Er behielt nach wie vor seine rotviolette Farbe, die nie glatt war, sondern ein farbiges Mosaik aus Schlieren bildete. Als Jane sich so stark wie eben möglich auf den Würfel konzentrierte, veränderte er sich in seinem Innern. In die Schlieren geriet Bewegung. Für mich war es der erste kleine Erfolg, den die Detektivin errungen hatte.

Es war nicht einfach. Ich sah den Schweiß auf ihrem Gesicht. Die Lippen bildeten einen Strich, ihre Wangen waren angespannt. Diese Art von Beschwörung kostete Jane Kraft.

Würde sie es schaffen?

Die Frage brannte mir auf der Zunge. Dennoch traute ich mich nicht, sie zu stellen, da ich Jane auf keinen Fall stören wollte.

Plötzlich nickte sie. »Ich habe es, John. Meine Güte, er ist da. Ich… ich spüre ihn!«

»Den Teufel?«

»Auch«, hauchte sie. »Aber noch einen anderen. Er ist nicht allein, glaub mir. Da ist noch jemand im Hintergrund. Der Satan hat ihn beeinflußt. Wir kennen ihn…«

Plötzlich schrie sie. Nicht nur ich erschreckte mich, auch Bill. Fast hätte er den Wagen noch verzogen. Er mußte kämpfen, um ihn in der Spur zu halten.

»Halt mal an!« bat ich.

Kaum war der Porsche ausgerollt, erkannte ich, daß Jane Collins nicht gelogen hatte. Auf der Würfelfläche zeigte sich tatsächlich ein Gesicht. Es war nicht das des Teufels, aber es gehörte einem seiner gefährlichen Diener.

Einem Mann, von dem wir eigentlich hofften, daß es ihn erwischt hatte. Es war Pernell Kent, der Höllen-Detektiv!

***

Keiner von uns sprach. Wir starrten nur auf das Gesicht im Würfel, das einen höhnischen, einen siegessicheren und triumphierenden Ausdruck bekommen hatte.

In den Augen des Gesichts leuchtete der Wille, es auf jeden Fall zu versuchen. Er wollte vernichten, er blieb an der Seite des Satans, denn

dort fand er den nötigen Schutz.

Auch Bill hatte sich vorgebeugt. Er kannte dieses Gesicht nicht und fragte: »Wer ist das?«

»Pernell Kent.«

Da wußte Bill Bescheid, denn ich hatte ihm von Kent und dessen gefährlichen Revolvern berichtet.

»Dann hat er doch überlebt«, knirschte der Reporter.

»Leider«, erwiderte ich. »Zudem müssen wir damit rechnen, daß der Teufel ihn auf unsere Spur gesetzt hat. Kent ist gefährlich, zudem mit allen Wassern gewaschen, und er wird sich bei einem zweiten Angriff vorsehen und nicht einfach so blind hineinstürmen wie beim erstenmal.«

»Er weiß also, wo wir hinfahren?«

»Möglich.«

»Und woher weiß er es?«

»Vielleicht durch den Würfel. Er kann sehr gut auch zu einem Verräter werden.«

Bill verzog das Gesicht, enthielt sich eines Kommentars und schaute weiter.

Jane Collins gelang es nicht mehr, die Brücke zu ihrem Feind aufrechtzuhalten. Es kostete sie einfach zuviel Kraft. Wir sahen zu, wie das Gesicht auf der Würfelfläche allmählich schwächer wurde und dann völlig verschwand.

Sekundenlang blieben wir stumm sitzen. Nur Jane bewegte sich.

Sie holte ein Tuch hervor und wischte sich über die Stirn. Dann sagte sie etwas, das so ziemlich ins Schwarze traf. »Ich glaube nicht, daß ich im Kloster sicher bin.«

Was sollten wir dagegen sagen? Gar nichts, denn im Prinzip hatte die Detektivin recht. Wir standen unter der Kontrolle einer anderen, gefährlichen Macht.

»Dann können wir ja umkehren«, schlug Bill vor und wartete gespannt auf eine Erwiderung.

»Nein!« sagte ich spontan.

»Und weshalb nicht?«

»Weil ich einfach keinen besseren Platz als dieses Klosters kenne. Zudem ist es ein Hort des Guten. Ich weiß nicht, ob ein Typ wie der Höllen-Detektiv, der auf der anderen Seite steht, das Kloster zu betreten wagt.«

»Dann würde er uns auf dem Weg erwarten«, sagte Bill.

»Und welcher ist der schnellste Weg zum Kloster?« erkundigte sich Jane.

Mehr im Selbstgespräch murmelte ich: »Vor uns befinden sich die Southern Uplands. Das Kloster liegt ziemlich hoch in den Bergen. Es gibt nur eine Straße dorthin, eine Paßstraße. Wo sie beginnt, liegt der

kleine Ort Peelham. Den kenne ich. Da habe ich schon einige üble Fälle erlebt. Die anderen werden uns immer packen.«

»Und wie sieht es mit den Seitentälern aus?«

Ich schaute Bill an. »Die kenne ich nicht.«

»Sind sie bewohnt?«

»Soviel ich weiß, ja.« Ich deutete nach vorn.

»Von der Paßstraße zweigen schmale Wege in die Täler ab, wie überall im Gebirge. Und da existieren auch Siedlungen. Keine Dörfer oder Städte, zumeist nur wenige Gehöfte. Wenn wir dort irgendwo den Wagen abstellen könnten und vielleicht zu Fuß einen anderen Weg nehmen…«

Ich winkte ab. »Das ist Jacke wie Hose. Durch den Würfel stehen wir unter Kontrolle. Mit dem Porsche haben wir zumindest einen Vorteil. Wir sind schneller.«

Die Worte hatten meinen Freund überzeugt. Er nickte. »Okay, fahren wir.«

Bill gab so stark Gas, daß wir in die Polster gepreßt wurden. Ich schaute noch einmal zu Jane.

Die Furcht stand ihr ins Gesicht geschrieben. Ich verglich sie mit der Person, die ich von früher her kannte. Gar nicht mehr zu vergleichen. Was war nur aus ihr geworden?

Sie tat mir sehr leid…

***

Er stand vor der Schuppentür, hielt die Arme erhoben und hatte den Mund weit aufgerissen. An der Stelle, wo er sich selbst die Wunde zugefügt hatte, leuchtete ein Verband.

»Der Teufel!« brüllte er mit sich überschlagender Stimme. »Ich habe den Teufel gesehen!« Er holte tief Luft, weil er sich einige Male verschluckt hatte. »So glaubt mir doch endlich, verdammt. Er ist mir begegnet. Der Leibhaftige.«

Vor ihm standen die Männer und Frauen. Sie schüttelten die Köpfe, weil sie es nicht glauben wollten. Sie kamen alle aus den Seitentälern, denn der Schäfer hatte sie zusammengetrommelt.

Vor seiner Hütte hatte er sich aufgebaut. Das Holz war durch Wind und Wetter bleich geworden. Jetzt allerdings besaß es einen rötlichen Schein, denn der Gluthauch der Fackeln strich darüber und erfaßte auch die Gestalt des Schäfers.

Mit dem Rücken hatte er sich gegen die Hauswand gepreßt. Er war schon immer ein Einzelgänger gewesen, hatte sich nie viel um die anderen gekümmert. Und diese Tatsache wurde ihm in diesem Augenblick besonders klar vor Augen geführt.

Keiner wollte etwas mit ihm zu tun haben. Niemand wollte ihm glauben. Sie lehnten ihn ab, sie lachten ihn aus, aber er merkte sehr

deutlich, daß sich die Stimmung der Menschen veränderte. Geglaubt hatte man ihm nicht, aber die Stimmung schlug plötzlich um.

Aus der Ablehnung wurde Feindseligkeit.

Und das war gefährlich…

Gilmoore lebte lange genug in den Bergen. Er bezeichnete sich oft genug als ein Stück Natur. Seine Sinne und Empfindungen waren geschärft worden, anders als bei einem Menschen in der Großstadt.

Deshalb spürte er den Umschwung auch so deutlich. Ihm kam es vor, als würde die unsichtbare Woge der Feindseligkeit nicht nur ihm entgegendringen, sondern auch über ihm zusammenschlagen.

Dagegen wollte er sich wehren.

Auf seiner Stirn lag dick der kalte Schweiß. Auch klebte die Kleidung an seinem Körper, und er wußte nicht, wie er die anderen noch mit Worten überzeugen sollte.

Ein paarmal mußte er Luft holen, bevor er sprechen konnte. »So glaubt mir doch, verdammt!« schrie er. »Glaubt mir endlich, daß es so gewesen ist, wie ich es euch gesagt habe.«

»Wie soll es denn gewesen sein?« Die Frage hatte ein Mann gestellt, der so etwas wie der Anführer war. Ihm gehörte viel Land, und er war auch der reichste der Bauern.

»Ich habe es doch schon gesagt«, erwiderte der Schäfer verzweifelt. »Der Teufel hat meinen Hund verbrannt. Er war nur mehr ein schwarzer Klumpen. Dann erschien er selbst.«

»Und wie?«

»Schwarz. Er war schwarz gekleidet, hatte einen feuerroten Kopf, einen Klumpfuß und Krallenhände.«

Der Anführer trat vor. Er hieß Jock McDonald und war eine kernige Figur. Sein graues Haar trug er fast schulterlang. Das Gesicht bestand nur mehr aus einer Anhäufung von Falten und Kerben. Ein Bart wuchs auf seiner Lippe. Trotz des kühlen Wetters trug er nur ein Hemd, dessen Ärmel hochgekrempelt waren. Die Muskeln seiner Oberarme erinnerten an kleine Hügel.

Zwei Schritte vor Gilmoore blieb er stehen. Aus dieser Entfernung schauten sich die beiden Männer in die Gesichter. Gilmoore hatte den anderen nie besonders leiden mögen, weil McDonald sich oft genug darüber aufgeregt hatte, daß die Schafe manchmal auf seinen Weiden das saftige Gras abrupften. Er hatte Gilmoore schon Prügel angedroht. Mit den anderen Menschen als Rückendeckung, sah es ganz danach aus, als könnte er dieses Versprechen auch einhalten.

»Du hast also den Teufel gesehen?« fragte er.

»Ja.«

»Und wo war das noch?«

»Bei der Zauberfrau.«

»Aha.«

»Ich bin doch hingegangen, um mir meine Wunde behandeln zu lassen!« schrie Gilmoore. Er streckte seinen verletzten Arm aus. »Da, du kannst es genau sehen. Mit dem Messer habe ich mich verletzt.«

»Das interessiert uns nicht. Wir wollen nur wissen, ob du den Teufel tatsächlich so gesehen hast, wie du ihn beschreiben konntest.«

»Das habe ich.«

»Und er hat dir nichts getan?« Jetzt klang die Stimme des anderen Mannes lauernd.

»Nein, das hat er nicht. Ich bin schließlich vor ihm geflohen. Weggerannt wie noch nie in meinem Leben.«

»Ist der Teufel nicht schneller?«

»Das weiß ich nicht.«

McDonald lachte scharf. »Und ob er schneller ist. Wenn er einen Menschen hat, läßt er ihn nicht aus den Klauen, das weiß ich sogar, obgleich ich ihn nie gesehen habe.« Jock McDonald streckte seinen Arm aus. Er tippte die Spitze seines linken Zeigefingers gegen die Brust des Schäfers. »Wenn der Teufel dich nicht geholt hat, gibt es für mich nur eine Lösung. Du bist sein Freund und stehst mit ihm im Bund. Jawohl, du steckst unter einer Decke mit dem Satan, Gilmoore!«

Der Schäfer war entsetzt. Nach diesen Anklagen wußte er nicht, was er sagen sollte. Er starrte McDonald an und sah das böse Grinsen auf dem Gesicht des Mannes. Plötzlich ahnte er, worauf der andere hinauswollte. Die Menschen in den einsamen Hochtälern waren auch heute noch abergläubisch. Viele glaubten an den Teufel.

Manche führten sogar Beschwörungen durch, um ihn von ihren Häusern fernzuhalten. Die alte Alva war oft genug als Hexe verschrien worden. Es hatte sogar Frauen gegeben, die sie töten wollten, doch dann siegte der Verstand, da Alva schließlich durch ihre Heilkenntnisse einen Arzt ersetzte. Doch viele wollten es einfach nicht wahrhaben, daß sie sich irrten und daß es außer ihnen noch andere Kräfte gab. Nein, sie brauchten ein Ventil.

Da kam ihnen der Schäfer gerade recht.

Auch Jock McDonald gehörte zu diesen Leuten. Gilmoore brauchte nur in dessen Gesicht zu sehen, um zu wissen, woran er bei diesem Mann überhaupt war.

Der kannte kein Pardon.

McDonald wußte, daß sein Gegenüber nachdachte. Nur das Thema kannte er nicht, so interpretierte er es selbst und sagte leise:

»Jetzt haben wir dich wohl erwischt, wie?«

Der Schäfer schüttelte den Kopf. »Nein, ihr habt mich nicht erwischt. Es war überhaupt nicht so.«

»Wie dann?«

»Ich habe es euch doch erzählt, verdammt!«

McDonald schaute dem anderen kalt ins Gesicht, bevor er sich

schwerfällig umdrehte und die anderen anschaute, die dem Dialog aufmerksam gelauscht hatten.

Sie standen dort wie eine Mauer. Männer und Frauen, sogar einige Kinder befanden sich darunter. Ein kleiner Junge hielt auch eine Fackel. Es war ein gespenstisches Licht, das über den kleinen Platz vor der Hütte huschte, gegen den düsteren Himmel stieg und ihm einen roten Schein gab, als würde irgendwo etwas brennen.

Genau die richtige Untermalung. Die Menschen wurden aufgehetzt. Sie brauchten die Düsternis und das Feuer, und auch die ätzenden und aufhetzenden Worte eines Jock McDonald. »Nun, meine Freunde? Wem glaubt ihr mehr? Ihm oder mir?«

»Dir natürlich!« rief jemand.

»Alle?«

Ein vielstimmiges »Ja« brandete den beiden Männern entgegen, und der Schäfer empfand es wie ein Todesurteil.

Er bekam noch größere Angst. Seine Knie begannen zu zittern. Im Hals war es ihm schon trocken geworden. Allmählich verspürte er das gleiche Angstgefühl wie am vorigen Tag, als er den Teufel gesehen hatte.

Da hatte er fliehen können, hier war es ihm kaum möglich. Die Menschen waren zu zahlreich.

McDonald drehte sich wieder um. »Du hast es gehört, wie hier die Leute über dich denken.«

»Es ist falsch.«

»Willst du uns als Lügner bezeichnen?« fragte Jock lauernd.

»Wenn ihr es so wollt, ja. Ich weiß, was ich gesehen habe, und dabei bleibe ich auch.«

»Er hat uns Lügner genannt!« rief Jock den anderen entgegen.

»Habt ihr das alle verstanden? Lügner!«

Drohendes Gemurmel wurde laut. Der Schein begann heftiger zu tanzen. Ein Zeichen, daß die Fackelträger ihre Arme bewegten.

Gilmoore hatte das schreckliche Gefühl, daß diese Leute nicht mehr Herr ihrer Sinne waren. Und wenn jemand Menschen aufputschte, dann verloren sie die Kontrolle.

Das roch nach Lynchjustiz!

Als sich dieser Begriff im Hirn des Mannes festsetzte, erschrak er bis ins Mark.

Lynchen!

Gab es etwas Schlimmeres, als in die Hände einer aufgeputschten Masse zu geraten und verbrannt, totgeschlagen oder totgefoltert zu werden? Nein, er konnte sich nichts Schaurigeres vorstellen. Obwohl er die Menschen hier alle kannte und sogar mit den meisten großgeworden war, glaubte er nicht daran, daß sie sich auf seine Seite stellen würden. Für sie war er jetzt schon ein Ausgestoßener, ein

Mensch, der mit dem Teufel in Verbindung stand.
So etwas konnte man nicht hinnehmen. Zwar sprachen viele vom Satan, sie haßten und fürchteten ihn auch, doch niemand hatte bisher so direkt über ihn gesprochen wie er.
Und das putschte sie auf.
Zudem hatte der Teufel ihn noch laufenlassen und nicht zu seinem Opfer gemacht. Für die Menschen etwas Unbegreifliches. Normalerweise tötete der Satan…
Ein böses Lachen schwang dem Schäfer aus McDonalds Mund entgegen. »Du hast gehört, wie sie denken. Und ich denke auch so, Gilmoore. Schon immer bist du ein Einzelgänger gewesen. Wir haben dir nie richtig getraut. Sehr oft bist du unterwegs gewesen, hast dich abseits gestellt, und wer weiß, was du in den einsamen Nächten getrieben hast. Da kommt man schon auf dumme Gedanken. Auch dein Besuch bei der Zauberfrau ist mehr als komisch, wenn du verstehst.«
»Was meinst du damit?«
»Hast du es immer noch nicht begriffen? Dann will ich es dir sagen. Die anderen, und ich meine, daß du nicht nur mit dem Teufel im Bunde stehst, sondern sogar ein Diener von ihm bist. Du tust das, was er von dir verlangt. Vielleicht hast du sogar heimlich getötet. Zuerst Tiere, dann Menschen. Ich kenne Geschichten, in denen zu lesen steht, daß die Diener der Hölle ihre Opfer essen…«
Es waren harte Worte, und Gilmoore wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Mit diesen schrecklichen Anklagen hatte er nicht gerechnet, als er sich an die Menschen wandte, um von ihnen Hilfe zu erwarten.
Er hob die Schultern. Es war eine hilflose Geste, anders konnte er sich nicht wehren.
Das Gesicht des Jock McDonald kam näher. Es verzerrte sich voller Bösartigkeit. Der Schäfer spürte den Willen zur Gewalt, der ihm da entgegenwehte.
Es kostete ihn Mühe, an dem Gesicht vorbei und auf die anderen zu schauen. Wie viele es genau waren, wußte er nicht einmal. In der Düsternis wuchsen ihre Gestalten zusammen und wirkten an einigen Stellen wie dicke Klumpen.
Aber er sah, daß sie sich in Bewegung gesetzt hatten. Sie kamen näher und hielten ihre Fackeln drohend ausgestreckt.
Lynchen!
Wieder war es das Wort, das in seinem Gehirn wie eingebrannt wirkte. Sie wollten ihn lynchen. Wenn er jetzt nichts unternahm, war er verloren. Er schaute wieder in das Gesicht.
In den Zügen von Jock McDonald stand das Versprechen, ihn niederzumachen, wenn nicht noch mehr.
Wie er diese verdammte Fratze haßte. Das war kein Gesicht mehr,

das war eine…

Der Schäfer drehte durch. Er konnte einfach nicht mehr, holte aus und schlug zu.

Gilmoore hatte Kraft, das merkte auch der mächtige Jock McDonald, der diesen Treffer voll nehmen mußte, weil er einfach zu überraschend für ihn gekommen war.

Mitten in das Gesicht des Mannes war die Faust gerast. Selbst Gilmoore spürte noch den Schmerz in seinem Arm, auch die Knöchel brannten.

Der andere kippte nach hinten. Bevor er zu Boden schlug, sah der Schäfer noch, daß die Züge nicht mehr so aussahen wie früher. Die Nase war nur mehr ein Klumpen. Blut rann wie schwarzer Saft über die untere Hälfte bis zum Kinn.

Für Gilmoore wurde es Zeit. Wenn er nicht wollte, daß ihn die anderen in ihrer Wut umbrachten, mußte er verschwinden. Einen Plan hatte er sich bereits zurechtgelegt. Ohne Waffe würde er sich kaum durchschlagen können. Aus diesem Grunde wollte er in sein Haus und das Gewehr holen. Mit einigen Schüssen würde er sich die Verfolger bestimmt vom Hals halten können.

Das alles stand bereits klar vor ihm, und er hatte auch auf gewisse Art und Weise Glück, denn die Zuschauer waren einfach von seiner Aktion überrascht worden. Sie hätten nie gedacht, daß er so reagieren würde, und deshalb brauchten sie ihre Zeit, um sich von dieser Überraschung zu erholen.

Jock McDonald lag am Boden. Einige Männer stürzten zu ihm. Sie gingen in die Knie, stützten seinen Kopf ab und leuchteten ihn auch an. Sie sahen das zerschlagene Gesicht, Wut stürmte in ihnen hoch, und sie wußten genau, wer sich für diese Tat verantwortlich zeigte.

Gilmoore!

»Holt ihn!« keuchte Jock McDonald. »Holt ihn her, verdammt. Und dann macht ihn fertig! Gebt ihm keine Chance mehr. Er soll verrecken, dieser Bastard…«

»Ja!« versprach jemand. »Wir packen ihn uns…« Der Mann sprang auf, schwang seine Fackel und leuchtete die Hauswand an, wo Gilmoore eigentlich hätte stehen müssen.

Er war nicht da!

Es dauerte seine Zeit, bis die anderen diese Tatsache begriffen hatten und ein Wutgeheul ausstießen. Sie begannen zu diskutieren.

Niemand hatte gesehen, wohin Gilmoore gelaufen war, und so kam schließlich jemand auf die Idee, daß er auch im Haus stecken könnte.

»Den holen wir uns!« Sogar McDonald schrie den Satz. Er hatte sich aufgestemmt, mit dem Ärmel das Blut in seinem Gesicht weiter verteilt, so daß er schaurig aussah. Seine Augen glänzten wild, und er deutete mit einer wilden Bewegung auf die rot angeleuchtete und von

tanzenden Schatten umgebende Fassade.

Sie hatten recht. Es war Gilmoore tatsächlich nichts anderes übrig geblieben, als sein Haus zu betreten. Geduckt war er durch den schmalen Flur gehastet. Licht brauchte er keines, er fand sich auch in der Finsternis zurecht. Zudem huschte hin und wieder der tanzende Feuerschein der Fackeln durch die angeschmutzten Scheiben der Fenster.

Sein Gewehr stand griffbereit neben dem Bett. Leider lag das Schlafzimmer am Ende des kleinen Hauses, und es besaß auch keine zweite Eingangstür.

Der Schäfer verlor Zeit, bis er das Gewehr an sich genommen hatte und aus dem Fenster schaute.

Die huschenden Gestalten glichen Schatten. Sie umrundeten das Haus, und Gilmoore erkannte, daß es für ihn wohl keinen Sinn mehr hatte, etwas zu unternehmen.

Er war umzingelt.

Wenn er jetzt entkommen wollte, mußte er schießen. Gilmoore verzog das Gesicht. Mit den Schneidezähnen biß er sich auf die Lippen und schüttelte sich dabei. Nein, das wollte er auf keinen Fall.

Er konnte zwar den Leuten mit den Fäusten kontra geben, aber auf sie schießen, das wurde er wohl kaum fertigbringen.

»He, du Höllendiener!« brüllte McDonald. In seiner Stimme schwang der Haß. »Komm raus, oder wir holen dich!«

Der Schäfer gab keine Antwort. Er zog sich auch aus dem Zimmer zurück und ging dabei geduckt, damit man ihn durch die Fenster von außen nicht sehen konnte.

Wenn sie das Haus stürmen wollten, bestimmt am Eingang. Dort hatte er die Tür zwar abgeschlossen, aber es würde den anderen keine Mühe bereiten, sie wieder aufzubrechen.

Als er an den Fenstern vorbeihuschte und einen Blick auf die Scheiben warf, sah er dahinter die Gesichter seiner Verfolger. Sie gehörten normalen Menschen, mit denen er sein Leben lang ausgekommen war, doch in diesem Fall waren es böse Fratzen. Die Gesichter schienen anderen Menschen zu gehören, so verzerrt hatten sie sich. Sie waren regelrecht entstellt.

Von der Eingangstür her vernahm er die Geräusche. Dumpfe Laute, die entstanden, wenn jemand von außen gegen das Holz schlägt und der Klang weitergetragen wird.

Ja, sie würden die Tür einschlagen. Schon zitterte sie. Nur gut, daß sie stabil gebaut war.

»Wenn du nicht öffnest, schlagen wir die Tür und Fenster ein!« schrie jemand. Die Stimme klang so schrill, daß der Schäfer sie nicht einmal identifizieren konnte. Und daß dieser letzte Satz keine leere Drohung war, das wußte der andere auch.

Aber was sollte er tun?
Wirklich schießen?
Er konnte sich noch nicht überwinden, bis er einen Satz vernahm, der ihm einen Kälteschauer über den Rücken trieb. »Wir zünden die verdammte Bude an. Das Mistding hat sowieso schon zu lange hier gestanden. Brennen wir es nieder!«
Dieser Vorschlag kam von Jock McDonald. Er war unberechenbar in seinem Haß, denn er hatte den Schlag gegen das Gesicht nicht vergessen. Aus diesem Grunde wollte er seine Rache.
Das Beifallsgebrüll der übrigen bewies dem Schäfer, daß die Männer und Frauen diesen Vorschlag in die Tat umsetzen würden.
Gilmoore wußte selbst, wie trocken das Holz nach dem langen Sommer war. Es würde brennen wie Zunder.
Er spürte die heiße Angst.
Sie stieg vom Magen her hoch, setzte sich in der Kehle fest, und sein Entschluß wankte nicht mehr.
»Gut«, sagte er zu sich selbst. »Wenn ihr das so macht, ihr verdammten Bastarde, dann werde ich schießen! Ich jage euch die Kugeln in die Bäuche, ich werde…« Er verstummte, denn er vernahm das Klirren einer Fensterscheibe und wußte, was das zu bedeuten hatte.
Wahrscheinlich war eine Fackel in eines der Zimmer geworfen worden.
In der schmalen Diele vor der Eingangstür wollte er nicht bleiben.
Gilmoore mußte sehen, was da passiert war, machte auf dem Absatz kehrt und rannte dorthin, wo er das Geräusch vernommen hatte.
Als er die schmale Tür des Raumes aufstieß, sah er die Bescherung. Für einen Moment blieb er geschockt auf der Schwelle stehen, denn ein altes Sofa stand bereits in hellen Flammen, wobei das Seegras in der Matratze einen stinkenden, atemraubenden Qualm ergab, der in trägen Wolken das Zimmer ausfüllte.
Der Qualm besaß eine gelbweiße Farbe. Er war überall, und der Schäfer zog hastig die Tür wieder zu.
Schon wieder vernahm er das Klirren. Jetzt wurden auch andere Scheiben eingeworfen.
Scharfer Brandgeruch kitzelte seine Nase. Er vernahm das Geschrei von außen, und er wußte, daß ihm nur mehr die Möglichkeit blieb, durch die Eingangstür zu stürmen und sich schießend einen Weg zu bahnen.
Das Feuer fraß sich in Sekundenschnelle weiter. Dabei explodierte das trockene Holz regelrecht. Auf dem Weg zum Ausgang streifte den Schäfer der Gluthauch, hinter ihm stand plötzlich eine Tür in Flammen, während sie gleichzeitig aus den Angeln geschleudert wurde.

Es war die Hölle!

Noch drei Schritte mußte er laufen, als die Eingangstür aufgehämmert wurde. Der Druck von außen war so stark, daß ihm die Tür entgegenfiel und ihn fast unter sich begraben hätte, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich mit einem Sprung zur Seite zu retten.

Die Tür krachte zu Boden!

Sekunden später sprang der Schäfer über sie hinweg, verfolgt vom heißen Hauch der Flammen und dem immer schneller quellenden Rauch, der ihm den Atem rauben wollte.

Er schrie die Gestalten an, die vor dem Haus standen, sich durch die Schreie erschreckten, zur Seite wichen, als sie den Schäfer heranstürmen sahen, aber sich sehr schnell fingen und ihre Brandfackeln gegen den Mann schleuderten.

Gilmoore duckte sich. Dicht über seinen Kopf wischte eine Fackel hinweg. Eine andere erwischte ihn an der Brust, eine dritte am Arm.

Zum Glück fielen die Fackeln zu Boden, und der Mann kickte sie noch mit einigen Tritten vor sich her.

Er stürmte nach draußen!

»Vorsicht! Er hat eine Waffe!«

Dieser Satz gellte in seinen Ohren. Gilmoore blieb abrupt stehen, drehte sich um und schrie: »Ja, verdammt, ich habe eine Waffe! Ich werde euch erledigen, ich…«

Das geschah genau in dem Moment, als er die Flammen aus dem Dach schlagen sah. Sie sahen aus wie lange Finger, züngelten hoch in den nachtschwarzen Himmel und erhellten ihn auf eine schaurige Art und Weise. Der Schäfer war Zeuge, wie die anderen sein Lebenswerk zerstörten.

Er schoß.

Dabei zielte er nicht einmal, sondern hielt einfach drauf, wie man so schön sagt.

Gilmoore blieb auch nicht an einer Stelle stehen. Er bewegte sich im Kreis, begleitete jeden Schuß mit einem Schrei oder einem Kommentar und sah, daß sich seine Gegner in Deckung warfen.

Er hörte auch Schreie. Ob es die der Getroffenen waren, wußte er nicht. Jedenfalls kam er nicht dazu, alle Kugeln zu verschießen, denn die anderen fingen sich sehr schnell.

Aus der Dunkelheit und für ihn kaum sichtbar, flog etwas heran, das von Gilmoore erst wahrgenommen wurde, als es dicht vor seinem Gesicht erschien.

Ausweichen konnte er nicht mehr.

Der Stein traf seine Schulter. Ein zweiter hämmerte in seinen Rücken, ein dritter erwischte ihn so hart im Nacken, daß der Schäfer nach vorn fiel.

Rasendschnell kam der Erdboden auf ihn zu. Gleichzeitig drehte er

sich, wurde zu einem Kreisel, und den Aufschlag spürte der Mann kaum noch. Irgend etwas war da und schien ihn verschlingen zu wollen.

Dennoch wurde er nicht bewußtlos. Aber die Körper der anderen brachen wellenartig über ihm zusammen. Dabei schlugen die Leute zu, und er spürte deren Fäuste überall.

Obwohl er es nicht wollte, hatte er den Mund geöffnet. Staub und Dreck drangen auf seine Zunge und vermischten sich mit dem Speichel. Wie tollwütig gebärdeten sich die Menschen, so daß bei dem Schäfer ein schrecklicher Gedanke fast zur Gewißheit wurde.

Die schlagen dich tot!

Dazu jedoch kam es glücklicherweise nicht. Wieder war es Jock McDonald, der eingriff und das Kommando übernahm.

»Hört auf, ihr Idioten! Hört auf!« Er mußte noch ein paarmal brüllen und räumte eigenhändig die Meute zur Seite.

Gilmoore merkte kaum, daß er nicht mehr geschlagen wurde.

Völlig fertig lag er auf dem Bauch. Es gab kaum eine Stelle seines Körpers, die nicht schmerzte.

Links von ihm fauchten die Flammen. Das Haus brannte lichterloh, aber sein Besitzer war zu schwach, um dies feststellen zu können. Wie ein Brett und völlig apathisch lag er am Boden.

»Nicht totschlagen!« befahl McDonald. »Wir werden ihn verbrennen, wie es für einen Diener des Teufels würdig ist…«

***

Wider Erwarten ging alles glatt!

Der weitere Teil unserer Fahrt war nicht ohne Spannung und Nervenkitzel verlaufen. Zudem hatte sich Jane Collins gehütet, den Würfel noch einmal zu aktivieren. Sie lag stumm im Fond des neuen Porsche und gab sich ihren Gedanken hin.

Der Wagen nahm die manchmal engen Serpentinen glatt und sicher. Zudem war Bill ein sicherer Autofahrer. Den kleinen Ort Peelham hatten wir bereits durchquert, und mir waren dabei die Erinnerungen an die Todesrocker und auch an Pandora gekommen, denn in Peelham hatten schwierige Fälle ihren Anfang genommen.

Längst war es dunkel geworden. Zum Glück regnete es nicht. Die Straße war trocken.

Da Bill sich auf das Fahren konzentrieren mußte, hatte ich Zeit genug, mir die Gegend anzuschauen. Viel sah ich natürlich nicht, denn die Berge wuchsen oft bis an die Straßenränder heran.

Manchmal traten sie auch zurück. Dann öffneten sich auch die weiten Hochtäler mit ihren großen Weiden, die für Schafherden wahre Paradiese waren.

Die idyllisch gelegenen Seen konnten wir mehr ahnen, als sehen.

Ihr Wasser schimmerte dunkelblau in der Dunkelheit und erinnerte mich an große Tintenflecke.

Im Kloster wartete man sicherlich schon auf uns. Je mehr ich über unseren Plan nachdachte, um so mehr wuchs meine Überzeugung, daß Father Ignatius Jane Collins Schutz gewähren würde. Wenn jemand sie angriff, würde der Pater sie bis zum letzten Atemzug verteidigen, das stand für mich fest.

Abermals konnten wir in ein Hochtal schauen. Es lag rechts von uns. Bei Helligkeit hätte ich es sicherlich wiedererkannt, so aber sahen fast alle Täler gleich aus.

Bis auf dieses eine.

Denn da loderten Flammen!

Auch Bill hatte das Feuer gesehen und trat auf die Bremse. In der Dunkelheit war schwer abzuschätzen, wie weit das Feuer entfernt lag. Jedenfalls loderten die Flammen inmitten einer kleinen Ansiedlung, denn im rötlichen Widerschein erkannten wir die Umrisse anderer Hausdächer.

Bill und ich waren längst ausgestiegen, einige Schritte gelaufen und standen jenseits der Straße im Gras.

Und wir hörten Schreie!

Ich warf dem Reporter einen Blick zu, wobei ich gleichzeitig den Kopf schüttelte. »Bill, da stimmt was nicht.«

»Willst du nachschauen?«

»Ja.«

»Was ist mit Jane?«

»Du kannst hier warten!«

Ich merkte, daß mein Freund aufbegehren wollte, doch bei näherem Überlegen sah er ein, daß mein Vorschlag besser war, und er fand sich damit auch ab.

»Okay, dann geh!«

Ich schlug Bill auf die Schulter, schärfte ihm noch einmal ein, auf Jane achtzugeben und verschwand in der Dunkelheit. Der Reporter schaute mir so lange nach, bis auch der letzte Umriß verschwunden war.

Dann zündete er sich eine Zigarette an und sah auf die immer höher lodernden Flammen. Der Wind spielte mit ihnen, fauchte sie noch stärker an und schleuderte unzählige Funken in die Luft, die wie kleine Kometen ihre Bahn zogen.

Es war ein imposantes Bild, auf das der Reporter schaute. Aber er hatte dabei ein komisches Gefühl. So ganz echt schien ihm dieser Brand nicht zu sein.

Bill wußte nicht, woher die innere Unruhe kam, vielleicht stand er auch schon zu lange auf dem Fleck. Die Zigarette warf er halb aufgeraucht zu Boden. Mit dem Absatz zertrat er die Glut.

Dann wandte er sich ab.

Der parkende Wagen wirkte wie ein zum Sprung bereites Ungeheuer aus Metall. Schwach sah Bill hinter der den Fond bedeckenden Glaskuppel die Umrisse der Detektivin. Ihr Gesicht wirkte wie ein bleicher Schatten.

Bill öffnete die Tür, ließ sich hinter das Lenkrad fallen und vernahm Janes scharfes Atmen.

Eine Warnung?

Wenn ja, kam sie zu spät. In der Dunkelheit hatte sich auf dem Beifahrersitz ein Mann zusammengeduckt, der sich nun aufrichtete, als die Wagenbeleuchtung anging und Bill Conolly die Mündungen seiner Revolver gegen den Hals preßte.

Der Reporter saß wie festgewachsen. Er spürte den kalten Druck, schielte nach links und wußte Bescheid, denn die Gesichtszüge hatte er erst vor kurzem im Würfel gesehen.

Neben ihm saß der Höllen-Detektiv!

***

So leise das Lachen des Mannes auch klang, es jagte Bill Conolly dennoch eine Gänsehaut über den Rücken, denn es besaß gleichzeitig einen siegessicheren Unterton.

»Ich konnte nichts machen, Bill«, hörte er Jane flüstern. »Er war plötzlich da.«

»Wie schön«, erwiderte der Reporter sarkastisch und ärgerte sich, daß John Sinclair nicht dabei war.

»Ja«, sagte der Mann mit den beiden Revolvern, »manchmal erlebt man Dinge, die glaubt man erst, wenn man sie sieht. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle?«

»Nicht nötig, ich weiß, wer Sie sind.«

»Oh, bin ich so berühmt?«

»Negativ berühmt, wie ich meine. Sie sind Pernell Kent.«

»Richtig.«

»Und was wollen Sie?«

Kent lachte rauh. »Drei Dinge, Mister. Erstens, daß Sie weiterfahren, zweitens will ich den Würfel und drittens hat man mir aufgetragen, die Lady hinter uns umzulegen. – Ach so, ich habe noch etwas vergessen. Wahrscheinlich sind Sie bewaffnet, und das möchte ich gern ändern. Geben Sie mir also ihre Pistole oder Ihren Revolver.«

Der Reporter hob die Schultern. Er wußte, daß der andere die besseren Karten hatte, denn seine beiden Revolver waren die Joker.

In ihnen steckte eine schleimige Flüssigkeit, die alles zerstören konnte, was sich ihr in den Weg stellte. Auch auf Menschen nahm sie keinerlei Rücksicht. Da er Jane und sich nicht in noch größere Gefahr bringen wollte, tat er, was man ihm aufgetragen hatte. Mit spitzen

Fingern holte er seine Beretta hervor.
»Leg sie zu mir!« verlangte der andere.
Das tat der Reporter auch.
Ohne daß er von Kent aus den Augen gelassen wurde, bückte sich der Höllen-Dektektiv und hob die Waffe auf. Dabei legte er einen Revolver aus der Hand, den er sich wieder griff, als die Beretta in seinem Gürtel verschwunden war.
»Und jetzt kannst du fahren!«
»Wohin?«
Kent lachte blechern. »Bestimmt nicht zum Kloster, du Witzbold. Nein, wir besuchen eine Freundin von mir. Eine Zauberfrau. Hast du schon von ihr gehört?«
»Nein.«
Kent freute sich. »Du wirst sie kennenlernen!« versprach er. »Vor allen Dingen dann, wenn sie dir den Flammenkuß gibt. Sie wartet direkt darauf, so wie ich auf den Würfel.«
Das hatte ja kommen müssen. Bill spürte, daß ihm über seinen Rücken ein kalter Schauer lief. Wenn Jane den Würfel aus den Händen gab, war sie lebensunfähig, dann hatte die andere Seite gewonnen.
»Du wirst ihn nicht hergeben, Jane!« sagte Bill.
Kent antwortete eiskalt. »Das braucht sie nicht. Aber sie kann zusehen, wie ich dich erschieße.«
»Es ist mir…«
»Nein!« rief Kent, »das darf dir nicht egal sein. Willst du sie in den Tod schicken?«
Bill entschloß sich zu einem Bluff, der wirklich Nerven erforderte.
»Du kannst machen, was du willst, Kent. Ich an deiner Stelle würde mal nach draußen schauen. Da brennen Häuser. Außerdem sind wir nicht allein. An John Sinclair kannst du dich sicherlich erinnern. Auf ihn müssen wir übrigens noch warten. Er wird gleich erscheinen…«
»Ich habe ihn weglaufen sehen.«
»Glaubst du denn, er würde bis zu den Häusern laufen und uns im Stich lassen?« Mit diesem Satz hatte der Reporter alles auf eine Karte gesetzt, und er hoffte stark, daß Kent nichts von seinem Gespräch mit John Sinclair gehört hatte.
Kent dachte nach.
Niemand sagte etwas. Bill spürte, daß sich in seinem Nacken Schweiß gesammelt hatte. Einer der zahlreichen Tropfen lief in einer langen Bahn kalt über seinen Rücken. Am Hals spürte er den Druck der beiden Mündungen. War es ihm gelungen, den anderen auszubluffen?
Noch überlegte Pernell Kent. Bis er plötzlich nickte. »Okay, du kannst fahren. Ich werde die Sache bei Alva erledigen.«
Bill Conolly fiel ein Stein vom Herzen. Die erste Hürde hatte er

genommen, doch die zweite würde noch schwieriger werden, davon war er fest überzeugt.

Und der Porsche, auf den er so stolz gewesen war, kam ihm plötzlich vor wie ein Grab aus Metall…

Ich beeilte mich sehr. Ein Feuer zieht immer Neugierige an, bei mir kam noch etwas anderes hinzu.

Und zwar der Klang der Schreie!

Die Rufe und das Gebrüll klangen so anders, nicht ängstlich, sondern wütend und haßerfüllt. Das konnte ich schon feststellen, denn oft genug hatte ich Schreie dieser Art vernommen.

Während ich über die unebene Wiese lief und achtgeben mußte, daß ich nicht stolperte, lauschte ich den Klängen, die mir der Wind entgegenwehte. Sie waren jetzt leiser geworden. Hin und wieder gellte noch ein Ruf auf, dann vernahm ich auch ein trockenes Peitschen, die Schreie steigerten sich zum ängstlichen Gebrüll…

Ich blieb stehen.

Das Peitschen waren Schüsse gewesen, daran gab es keinen Zweifel. Den Mann, der geschossen hatte, sah ich nicht, denn vor der lodernden Flammenwand spielte sich einfach zuviel ab. Zahlreiche Menschen befanden sich dort in Bewegung, so daß ich nicht unterscheiden konnte, wer nun zu wem gehörte.

Jedenfalls klangen die Schüsse nicht mehr auf. Dafür ballten sich die Menschen zusammen. Sie warfen sich auf ein Ziel, das ich nicht erkennen konnte.

Es fiel mir schwer, auf der Wiese zu laufen, dafür gab es einfach zu viele Hindernisse. Schließlich hatte auch ich Glück, denn ich fand einen schmalen Weg, der dorthin führte, wo sich die Häuser und auch das brennende Gebäude befanden.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, mich beeilen zu müssen und legte Tempo vor. An alten Holzbuden huschte ich vorbei, aufgebauten Grashaufen. Ich nahm die Würze des Heus wahr und roch auch etwas anderes. Einen scharfen, beißenden Brandgeruch. Erste Rußflocken trieben mir entgegen. Sie waren dunkel und wirkten wie schwarzer Schnee.

Einige fielen gegen meine Haut, wo sie klebenblieben. Ich stellte fest, daß die Asche noch eine gewisse Wärme barg.

Niemand sah mich. Die Menschen waren zu sehr mit ihren eigenen Problemen beschäftigt, und so gelang es mir, ungesehen in deren Nähe zu kommen. Der erste Hauch wehte mir ins Gesicht. Ich spürte die heiße Glut und tauchte in Deckung einer Stellwand. Hinter dem Holz vernahm ich ein schrilles Wiehern. Dort war ein Pferd eingeschlossen, es spürte die Gefahr, aber es kam nicht weg.

Über mir hatte der Himmel eine andere Farbe angenommen. Die Dunkelheit war verschwunden. Ein roter Schleier hatte sie abgelöst.

Unruhig und zuckend tanzte er in die Schwärze hinein und schuf ein rasch wechselndes Farbenspiel aus Schwarz und Rot.

Ich konzentrierte mich auf die Stimmen. Einige Yards schob ich mich weiter, bis ich das Ende der Wand erreicht hatte. Bisher schien mich niemand entdeckt zu haben, und allmählich beruhigte sich auch mein Atem, so daß ich wieder normal Luft holen konnte.

Als ich um die Stallecke lugte, sah ich das brennende Haus rechts von mir. Das Feuer warf zudem lange Schatten. Die Ausläufer dieser zuckenden Finger erfaßten das Rudel Menschen, die sich um einen Punkt konzentrierten.

Was das war, konnte ich leider nicht erkennen, aber ich hörte Kommentare, die mich erschreckten und mir einen Schauer über den Rücken trieben.

»Verdammt, er soll brennen! Dieser Satansdiener soll brennen! Er hat den Teufel gesehen, jetzt kann er in der Höllenglut schmoren!«

So etwas kannte ich doch!

Meine Härchen im Nacken wollten sich aufrichten. War ich etwa durch einen Zufall in einen Fall hineingeraten, der mein Eingreifen erforderte? Höllenfeuer und Teufel, das paßte.

Ich wurde noch vorsichtiger und auch wachsamer. Im nächsten Moment zuckte ich zusammen, denn jemand brüllte mit einer wahren Stentorstimme: »Laßt ihn los! Der Bastard gehört mir!«

In den Pulk der Menschen geriet Bewegung. Zwei Frauen flohen.

Sie zogen ihre Kinder hinter sich her, die laut protestierten, denn auch sie wollten zuschauen.

Was wurde da gespielt?

Allmählich kam mir ein schrecklicher Gedanke. Wenn ich es genauer betrachtete und auch nüchtern sah, gab es eigentlich nur eine Lösung. Dort sollte jemand umgebracht werden.

Durch das Feuer verbrannt!

Ein Hölendiener, wie ich gehört hatte, aber ich wollte es nicht so recht glauben und vor allen Dingen herausfinden, ob dem wirklich so war. Aus diesem Grunde verließ ich meine Deckung und sah zu, daß ich noch näher an die aufgeputschten Menschen herankam.

Dabei war ich sehr vorsichtig. Wurde ich zu früh gesehen, gefährdete dies meinen Plan, und ich wurde ein Opfer der Meute.

Nicht weit entfernt stand ein alter Leiterwagen. Er diente mir als nächste Deckung. Hinter einem seiner Räder kauerte ich mich zusammen und wartete ab.

Der Pulk hatte sich aufgelöst. Jetzt bildeten die Menschen einen Halbkreis. Hinter ihnen brannte noch immer das Haus. Der Dachstuhl bestand nur mehr aus ausgeglühten Balken, die keinen Halt mehr besaßen und durch ihr Eigengewicht zusammenkrachten.

Sie fielen urplötzlich ineinander, durchbrachen die Decke und

entfachten einen wahren Feuersturm. Noch kleinere Brände loderten auf. Funkenregen wurde hochgeschleudert und verlor sich irgendwo in der Finsternis.

Es war ein schauriges Bild, dem ich eine gewisse Schönheit nicht absprechen konnte.

Im Widerschein dieses Vorgangs sah ich einen kräftigen Mann, der wohl so etwas wie einen Anführer darstellte, denn er zog einen Bärtigen mit einer ruckartigen Bewegung vom Boden hoch.

Die Leute hatten von einem Höllendiener gesprochen. Wenn mich nicht alles täuschte, mußte dieser Bärtige der Höllendiener sein.

Meine Sichtposition war sehr günstig, ich konnte ihn gut erkennen.

Der Mann besaß keine Kraft mehr. Er hing völlig apathisch im Griff des anderen. Ich stellte auch fest, daß man ihn geschlagen hatte, denn sein Gesicht sah schlimm aus. Das des anderen nicht minder, und wieder fragte ich mich, was hier wohl vorgegangen war?

Eine Antwort würde mir keiner geben, so mußte ich die Ereignisse abwarten.

»Gilmoore!« hörte ich die Stimme des Anführers. »Du weißt, was mit Leuten geschieht, die dem Satan huldigen!«

»Nein!« Gilmoore bäumte sich in dem Griff des Mannes auf. »Ich habe nicht mit dem Satan gebuhlt. Verdammt, McDonald, so glaub mir doch!«

McDonald lachte nur. »Das sagen sie alle, das haben sie immer gesagt. Ich weiß es! Weshalb hast du auf uns geschossen, wenn du unschuldig bist, he?«

»Weil ihr mich totschlagen wolltet und mein Haus angesteckt habt. Deshalb. Begreif das endlich!«

McDonald lachte nur. Ohne sein Opfer loszulassen, wandte er sich an die Gaffer. »Hat er mit dem Satan gebuhlt oder nicht?« schrie er den Menschen entgegen. »Ich will nicht allein entscheiden und warte auf eure Antwort!«

»Er hat!«

Die Antwort war einstimmig gegeben worden.

Dann wieder. »Er hat, verdammt!«

»Ja, das meine ich auch. Und was werden wir mit Menschen machen, die mit dem Teufel paktieren?«

»Verbrennen!«

Einer schrie das Wort. Es war nur mehr die Initialzündung gewesen, denn plötzlich fielen alle anderen ein.

»Verbrennen!«

Es war ein schauriger Chor. Die Stimmen steigerten sich noch und übertönten selbst das Fauchen des Feuers und das Brechen der zusammenfallenden Balken.

»Verbrennen! Verbrennen!«

Die Meute geriet in eine wahre Hysterie. Sie stand kurz vor dem Lynchakt. Mir gelang es, einige Gesichter zu sehen. Der Ausdruck darin erschreckte mich.

Es war der nackte Wahn!

Da leuchteten die Augen in wilder, sadistischer Vorfreude auf das Kommende. Sofern sie ihre Hände freihatten, wurden diese zu Fäusten geballt und gegen den Bedauernswerten geschwungen. Die Züge waren verzerrt. Haß sprühte dem Opfer entgegen.

Mir rann es kalt den Rücken hinab. Ich wußte, daß es kein Zurück mehr gab. Diese Leute, die vielleicht vor einer Stunde noch normal gewesen waren, schreckten nun vor einem Lynchmord nicht zurück.

Irgendwann versiegte ihr Geschrei, und dieser McDonald setzte durch seine gemeinen, zynischen Bemerkungen dem Ganzen noch eine Spitze auf. »Du hast es gehört, Gilmoore. Ich entscheide nicht allein. Sie wollen dich tot. Und wer vermißt dich schon? Niemand. Du hast weder Frau noch Kinder. Vielleicht wird der Teufel dich vermissen, aber das ist uns egal. Ein Höllendiener weniger. Wir haben wirklich ein gutes Werk getan. Meinst du nicht auch?«

»Nein, ich…«

»Halt den Mund. Du brauchst dich nicht mehr zu verteidigen. Wir haben genug von dir gehört. Noch stehen Reste deines Hauses. Sie glühen so herrlich. In diese Reste werden wir dich hineinschleudern, damit du ebenfalls glühen kannst.« Ein schauriges Lachen folgte und mit einer wuchtigen Bewegung schleuderte McDonald den Mann namens Gilmoore herum, ließ ihn dabei nicht los, aber der Schäfer war gezwungen, auf sein brennendes und ineinanderfallendes Haus zu starren.

»Da hinein!« schrie McDonald, während er den anderen gleichzeitig vordrückte.

Er hatte Gilmoore in den Polizeigriff genommen und mit den Fingern der linken Hand seinen Nacken umspannt. So konnte sich der andere nicht wehren und mußte tun, was man von ihm verlangte.

Ich hatte mich in den vergangenen Sekunden nicht mehr um die beiden gekümmert, denn ich konnte nicht zuschauen, wenn jemand umgebracht wurde.

Zu meinem Glück hatte mich bisher noch niemand gesehen, und das Glück hielt auch weiterhin an. Geduckt und auf leisen Sohlen umging ich den Leiterwagen, schlug einen Bogen und sah zu, daß ich aus dem Widerschein des Feuers geriet, was gut klappte, denn es gab kaum noch hohe Flammen, nur mehr verglühende Reste.

Sie warteten darauf, neue Nahrung zu bekommen. Ich wollte dafür sorgen, daß es soweit nicht kam.

Gilmoore schrie. Er flehte und bettelte um Gnade, versuchte auch, den Griff zu sprengen und schrie vor Schmerz auf, als McDonald

seinen Arm höher drückte.

Nein, er bekam keine Chance!

Aus dem Pulk der Gaffer ertönte ein Schrei. Eine Frau brüllte so laut sie konnte. »Ja, macht ihn fertig, diesen Bastard. Er soll rösten. Ich hasse ihn, ich habe ihn immer gehaßt…«

»Ich bin kein Diener des Teufels!« Schaurig und unheimlich gellte mir der Ruf entgegen.

Ich glaubte ihm. Ich hatte zwar keine Beweise, doch ich folgte meinem Gefühl.

Zudem wurde es für mich Zeit, daß ich eingriff. Lange konnte ich nicht mehr warten, McDonald kannte kein Pardon.

Die Beretta hatte ich gezogen, holte noch einmal tief Luft und startete wie ein Olympialäufer.

Schattengleich huschte ich über den freien Platz auf das Haus zu.

Jetzt sah man mich auch. Erste Warnschreie gellten. Sie kamen zu spät. Zu überraschend war ich gekommen, und auch zu überraschend für diesen Mann namens McDonald.

Bevor er sich versah und die andere Situation einschätzen konnte, war ich bei ihm. Die Finger der linken Hand versenkte ich in seine Haarflut, riß den Kopf heftig zurück, vernahm den wütenden Schrei, der einen Augenblick später verstummte, da ich dem Kerl die Mündung der Waffe gegen das Fleisch der rechten Wange gedrückt hatte.

»Laß ihn los!« sagte ich nur.

McDonald gehorchte. Gilmoore fiel zu Boden, wo er wimmernd liegenblieb. Ich aber hatte das Gefühl, keinen Menschen, sondern eine Statue festzuhalten, so steif hing der andere in meinem Griff. Er wagte nicht, sich zu rühren und schielte auf meine Waffe, von der er nur mehr den Lauf erkennen konnte.

Mittlerweile mußten auch die anderen bemerkt haben, wie sich das Blatt gewendet hatte.

Ich gab ihnen noch mehr zu schauen und schleuderte den anderen wuchtig herum.

Jetzt standen wir vor ihnen!

»Wenn sich einer bewegt!« sagte ich so laut, daß alle mich verstehen konnten, »ist euer McDonald ein toter Mann!«

***

Dieser Befehl reichte aus. Ein jeder von ihnen konnte erkennen, in welch einer Lage sich ihr Anführer befand. Niemand wollte es riskieren, schuld am Tod dieses Menschen zu sein.

Nur eine Frau gab ihren Kommentar ab. »Das ist der Teufel! Er kommt seinem Diener zu Hilfe!«

Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, ich hätte tatsächlich gelacht.

Man hatte mich schon mit vielem verglichen, aber noch nicht mit dem Teufel. Das hatte noch keiner getan. Sollten sie mich meinetwegen für den Satan halten, Hauptsache, ich bekam Gilmoore frei und erfuhr, was sich tatsächlich abgespielt hatte.

Der Satz war von den anderen aufgenommen worden. Ich war also der Teufel. Und vor dem Satan hatte man Angst, das bewiesen mir die Gaffer in den folgenden Sekunden.

Bisher hatten sie steif auf dem Fleck gestanden. Nun begannen sie damit, sich zurückzuziehen. Ich konnte ihre rötlich angeleuchteten Gesichter erkennen und sah darin die Furcht wie eingemeißelt.

Wenn ich sie laufenließ, konnten sie irgendwann einmal ihre Scheu überwinden und zu Gegenmaßnahmen greifen. Das wollte ich verhindern, deshalb peitschte ihnen mein nächster Befehl entgegen.

»Bleibt, wo ihr seid!«

Anscheinend hatten sie vor dem »Teufel« einen so großen Respekt, daß sie auch gehorchten.

Sie blieben stehen. Untereinander warfen sie sich Blicke zu, als wüßte der eine mehr als der andere.

Völlig durcheinander waren sie, und das gefiel mir, wenn ich ehrlich sein sollte.

McDonald atmete schwer. Der Mündungsdruck schmerzte. Das war mir egal, ich brauchte nur daran zu denken, was dieser Kerl mit Gilmoore vorgehabt hatte, um fast in die Luft zu gehen.

Gilmoore hatte seinen ersten Schrecken überwunden. Er hockte noch immer auf dem Boden und kroch jetzt zur Seite. Ich nahm es wahr und bedeutete ihm, in meiner Nähe zu bleiben.

Er wischte über sein zerschlagenes Gesicht und nickte einige Male.

»Nun zu Ihnen!« sprach ich McDonald an. »Sie wollten den Mann also töten. Sogar verbrennen, wenn ich das richtig sehe!«

»Ja verdammt, ich…«

»Weshalb?«

»Er steht mit dem Teufel im Bunde. Er hat uns selbst von dem Teufel berichtet, wie er ihm begegnet ist. Oben an der Hütte der alten Zauberfrau. Aber der Teufel hat ihm nichts getan, und so kann er nur sein Diener sein. Das stimmt.«

Der Mann hatte schnell gesprochen und auch mich überrascht, denn ich hatte in den letzten Sekunden zahlreiche Informationen erhalten. Da gab es den Teufel, eine Hütte und eine Zauberfrau.

Hinzu kam noch der Mann namens Gilmoore.

Was bahnte sich da an?

»Fragen Sie ihn doch selbst!« ächzte McDonald. »Er wird Ihnen schon sagen, was los war.«

»Das werde ich auch.«

Gilmoore stand inzwischen. Er hatte Mühe, sich auf den Beinen zu

halten. Auch sein Nicken wirkte schwerfällig. Zudem fiel es ihm nicht leicht, die Antwort zu formulieren. »Ja«, sagte er. »Ja, verdammt, ich habe den Satan gesehen. Er… er sah schwarz aus und hatte einen feuerroten Schädel. Das stimmt genau. Sie müssen mir glauben.«

»Okay, ich glaube Ihnen. Und wo war das?«

»Kann ich nicht…« Er nickte plötzlich. »Doch, ich weiß es jetzt. Es war an der Hütte, wo die alte Alva wohnt.«

»Die Zauberfrau?«

»Ja.«

»Der lügt doch!« keuchte McDonald. »Verdammt, der hat den Teufel gesehen und ist nicht von ihm gekillt worden. Daran kann man riechen, Mann. Er ist selbst ein Teufelsdiener, und du bist…«

»Ich bin Polizeibeamter!« rief ich laut.

Nach diesen Worten sagte niemand etwas. Das Schweigen kam mir vor wie eine Last. Nur hinter mir, wo die Reste des Hauses allmählich verglühten, knackte und knisterte es noch. Ansonsten gab es nur die drückende Stille um uns herum.

»Ein Bulle?« fragte McDonald. »Nicht der Teufel?«

»Nein. Und ich habe Sie vor dem größten Fehler Ihres Lebens bewahrt! Gibt es etwas Schlimmeres, als einen Unschuldigen zu töten? Sagen Sie es, McDonald!«

»Aber er ist…«

»Gilmoore ist ebenso unschuldig, wie ich nicht der Teufel bin. Und das kann ich auch beweisen.« Ich hatte so laut gesprochen, daß ich auch von den anderen verstanden wurde. Ich löste meine linke Hand aus den Haaren des Mannes und schob die Finger in den Ausschnitt meines Hemdes, wo ich die Silberkette packte, an der das Kreuz hing.

Ein Ruck genügte. Das Kreuz schob sich aus dem Ausschnitt und hing offen vor meiner Brust. Dann rief ich den anderen entgegen:

»Habt ihr schon einmal gesehen, daß der Teufel ein Kreuz trägt? Oder auch nur ein Teufelsdiener?«

Sie schwiegen mich an.

»Na los!« schrie ich ihnen provozierend entgegen. »Ich will eine Antwort! Sagt mir, ob es einen Teufelsdiener gibt, der ein Kreuz trägt? Los, ihr Ignoranten.« Die kalte Wut übermannte mich, wenn ich daran nur dachte, daß die Leute zugeschaut hätten, wie ein Mensch elendig verbrannte. Nein, das war einfach zuviel des Guten.

Aber sie wußten jetzt Bescheid, hoffte ich, und so ließ ich die Beretta sinken.

McDonald atmete auf. Auch bei ihm löste sich die Spannung. Ich schaute in sein Gesicht. Genau dort, wo sich die Mündung in das weiche Fleisch seiner Wange gedrückt hatte, befand sich ein dunkler Ring. Als der Mann gehen wollte, hielt ich ihn fest.

»Einen Augenblick noch«, erklärte ich und holte meinen Ausweis

hervor. »Damit Sie sehen, daß ich Sie nicht angelogen habe. Alles klar, Mister?«

McDonald stierte auf das Dokument. Er nickte in Zeitlupe. Dann wischte er über seine Stirn, wollte sich wohl entschuldigen, doch ich winkte scharf ab. »Sagen Sie es den anderen!«

»Kann ich… kann ich zu ihnen?«

»Ja.«

Er schwankte beim Gehen, und mir fiel ein Stein vom Herzen.

Diese Situation hatte ich zum Glück bereinigen können. Die anderen Typen gingen mich nichts mehr an, für mich zählte Gilmoore, denn seine Berichte waren höchst interessant.

Er hatte mir den Rücken zugedreht und starrte auf sein Haus. Ich sah die Feuchtigkeit in seinen Augen. Hier war ein Lebenswerk innerhalb von Minuten zerstört worden.

Heftig schüttelte er den Kopf und zuckte zusammen, als er den Druck meiner Hand auf seiner Schulter spürte. »Es tut mir leid«, sagte ich, »aber Sie haben Ihr Leben behalten, und nur das ist wichtig. Alles andere kann man ersetzen.«

»Ja«, flüsterte er. »Trotzdem gehe ich weg. Ich kann hier nicht mehr wohnen.« Gilmoore schaute mich an. »Sie haben mich töten wollen, verstehen Sie? Töten!« schrie er. »Menschen, mit denen ich zusammenlebte.« Er schluckte. »Ich kann es einfach nicht fassen.«

Ja, ich begriff ihn. Es mußte ein verdammter Schock für ihn gewesen sein, so etwas mitzumachen. Dennoch konnte ich ihn nicht entlassen, denn ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß es zwischen seinem Erlebnis und meinem Fall eine Verbindung gab.

»Die Frage ist dumm, Mr. Gilmoore, ich weiß. Dennoch möchte ich wissen, wie Sie sich fühlen.«

»Bescheiden.«

»Klar, das verstehe ich. Nur bin ich nicht grundlos hergekommen. Und ich glaube, daß Sie mir helfen können. Mein Name ist übrigens John Sinclair.«

Sein Blick wechselte. Jetzt schaute er mich erstaunt an. »Ich soll Ihnen helfen?«

»Ja.«

»Wie denn?«

Bevor er auf diese Frage eine Antwort bekam, sah ich in die Runde. McDonald hatte sich abgesondert. Er flüsterte mit den anderen. Die Männer hatten die Köpfe zusammengesteckt, als würden sie sich schämen. Hin und wieder schielten sie zu uns hinüber, und es waren, sehr scheue Blicke, die uns trafen.

»Können wir hier irgendwo ungestört sprechen?« erkundigte ich mich.

Gilmoore hob die Schultern. »Mein Haus ist abgebrannt…«

Bevor er weiter lamentieren konnte, legte ich ihm eine Hand auf die Schulter und drückte ihn herum. Träge zogen uns die Rauchschwaden entgegen. Ihr beißender Gestank raubte uns fast den Atem. Durch den Funkenflug waren zum Glück keine weiteren Gebäude in Mitleidenschaft gezogen worden. Zudem hatten einige Frauen Wasser geholt und kippten es eimerweise über andere Hausdächer.

Wir fanden einen Platz, wo eine alte Hütte als Unterstand für Milchkannen diente. Dort hockten wir uns auf eine Bank. Einige leere Kannen standen noch neben uns.

Vom Lärm hörten wir nichts. Wir saßen nebeneinander, und ich ließ Gilmoore noch einen Moment Zeit, wieder mit sich ins reine zu kommen. Dann erst stellte ich meine Fragen. Ich wollte wissen, wo er den Teufel gesehen hatte.

»Glauben Sie mir denn, Sir?«

»Wahrscheinlich.«

Er tippte gegen seine Brust. »Und Sie nehmen auch nicht an, daß ich mit dem Satan unter einer Decke stecke?«

»Weshalb sollte ich?«

Er hob die Schultern. »Ich bin ein gebranntes Kind. Und das im doppelten Sinne des Wortes. In der letzten Stunde habe ich gelernt, niemandem mehr zu trauen.«

»Das ist vorbei.«

»Hoffentlich.«

»Also, wie war das mit dem Teufel?«

Bevor Gilmoore antwortete, begann er zu lächeln. »Wissen Sie, Sir, ich bin Schäfer und mit der Natur aufgewachsen. Aber es gibt da ein altes Weib, das von uns Kräuterfrau genannt wird…« Dann berichtete er. Ich erfuhr die ganze Geschichte. Hin und wieder griff Gilmoore zu einem Tuch und tupfte die Wunden in seinem Gesicht ab. Er sprach auch von den Menschen dieser Gegend und dem Aberglauben, der hier verbreitet war.

»Steht Alva denn mit dem Teufel im Bunde?« erkundigte ich mich später.

Der Schäfer nickte heftig. »Ja, ganz bestimmt. Der Teufel und sie sind Verbündete. Mit den eigenen Augen habe ich es gesehen. Der Satan tut ihr nichts, glauben Sie mir. Im Gegenteil, er hat sie ja besucht und meinen Hund getötet. Nur mehr ein Klumpen war er, ein schwarzer Klumpen.« Gilmoore schüttelte sich, als die Erinnerung wieder so plastisch vor seinem Auge stand.

»Was kann der Teufel gewollt haben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und wo liegt Alvas Hütte?«

Gilmoore deutete nach links gegen die Schuppen wand. »Man muß steigen.«

»Kann man da mit dem Wagen hin?«

»Wenn ihm Steine nichts ausmachen. Zudem ist der Weg ziemlich eng. Mehr für Karren gedacht, die von Pferden gezogen werden. Er ist eine unheimliche Gegend. Direkt am Wald…«

»Und das Kloster?« unterbrach ich ihn. »Liegt es noch viel höher?«

»Klar. Aber mit den Mönchen haben die Menschen hier weniger zu tun. Außerdem bleiben die immer mehr für sich.« Das wußte ich aus Father Ignatius' Erklärungen. Für mich war das Kloster zunächst zweitrangig geworden. Alva interessierte mich viel mehr.

Diese seltsame Zauberfrau mußte mit meinem Fall in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen, dessen war ich mir sicher. Ich konnte mir einfach keine andere Lösung vorstellen.

»Haben Sie sonst noch jemand bei der Hütte gesehen?« erkundigte ich mich.

»Wie meinen Sie das?«

»Einen Fremden, zum Beispiel?«

Gilmoore schüttelte den Kopf. »Das auf keinen Fall, wirklich nicht. Die alte Frau war allein.«

»Mit dem Teufel?«

»Ja.«

»Hat er etwas gesagt?«

Gilmoore lachte auf. Er warf dabei seinen Kopf in den Nacken.

Trotz der Düsternis konnte ich die Gänsehaut auf seinem Gesicht erkennen, die sich bei der Erinnerung an die schrecklichen Dinge bei ihm gebildet hatte. »Ich hatte nur Angst, Sir. Was er sagte, konnte ich nicht verstehen. Ich wollte weg. Was hätten Sie denn getan, wenn Ihnen plötzlich der Leibhaftige erschienen wäre?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. So genau weiß ich das nicht.«

»Sie wären bestimmt gerannt.«

»Möglich. Dennoch bin ich nicht ohne Grund in diese Gegend gekommen, wie Sie sich denken können. Ich möchte der Hütte gern einen Besuch abstatten.«

Erstaunt riß der Schäfer die Augen auf. »Sie… Sie wollen zu Alva?« fragte er voller Unglauben.

»Natürlich.«

»Und wenn der Teufel dort ist?«

»Sehen wir weiter.«

Gilmoore schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht begreifen«, sagte er. »Verdammt, das will in meinen Schädel nicht hinein. Sie können doch nicht einfach zu dieser Frau hin, wo es für Menschen gefährlich ist. Sind Sie lebensmüde?«

»Das nicht. Aber wegen ihr bin ich in die Gegend gekommen. Wir werden auch mit einem Wagen fahren. Ein Freund wartet auf mich an der Straße. Wir sind also zu dritt.«

Gilmoore schüttelte den Kopf. »Ich will nicht!« erklärte er mit harter Stimme. »Nein, ich will nicht!«

»Bitte, Mr. Gilmoore, seien Sie vernünftig! Es ist besser, wenn Sie mitkommen.«

»Aber ich…«

»Keine Sorge, es wird Ihnen nichts passieren. Außerdem brauchen Sie nicht mit bis zur Hütte. Die letzte Strecke des Weges gehen wir schon allein. Einverstanden?«

»Eigentlich nicht«, erklärte er. »Mir wird wohl nichts anderes übrigbleiben«, fügte er noch hinzu und hob seine Schultern an. »Gut, ich will nicht so sein, auch wenn ich Angst habe. Aber eines sage ich Ihnen. Ich tue das nur Ihnen zum Gefallen. Wenn Sie nicht gewesen wären, lebte ich nicht mehr. Das ist es.«

»So habe ich das nicht gemeint.«

»Ich habe es so verstanden.« Gilmoore stand auf. »Was werden die anderen sagen?«

»Nichts, weil sie davon nichts mitbekommen werden. Das ist allein unsere Sache.«

»Wie Sie meinen.« Er hob die Schultern und verließ den kleinen Stall.

Die Trümmer des Hauses glühten noch immer. Jemand hatte Wasser über die Reste gekippt. Dicker Rauch bildete einen gewaltigen Nebel, der vom Wind über die Wiesen getrieben wurde.

Wir kümmerten uns nicht um die anderen. Es war uns auch egal, ob man uns sah, ich hatte es verständlicherweise eilig, denn ich wollte diese Alva so rasch wie möglich sehen.

Wir schlugen einen kleinen Bogen und gingen einen anderen Weg zurück. Der Schäfer zeigte sich sehr schweigsam. Es war verständlich, wenn er so reagierte. Den Blick hielt er zu Boden gesenkt. Manchmal sagte er auch etwas. Die Worte jedoch waren nicht an mich gerichtet. Wahrscheinlich wollte er sich dadurch Mut machen.

Auch in der Dunkelheit sah ich das graue Band der Straße.

Schwach hob es sich ab.

Ich hatte damit gerechnet, die Scheinwerfer des Porsche zu sehen.

Das war nicht der Fall. Wahrscheinlich hatte Bill sie gelöscht, um Batteriestrom zu schonen. Es brannte auch keine Parkleuchte. Als ich die Straße erreichte, stellte Gilmoore eine berechtigte Frage.

»Wo steht denn Ihr Wagen?«

»Das möchte ich auch gern wissen«, sagte ich und ging ein paar Schritte talwärts.

Ich wußte genau, daß ich ihn an der Stelle abgestellt hatte, wo ich jetzt anhielt.

Da war nichts.

Der Porsche und damit auch Bill Conolly und Jane Collins waren verschwunden…

***

Freiwillig?

Nein, daran konnte ich einfach nicht glauben. Die waren nicht freiwillig gefahren. So etwas tat Bill nicht. Er hatte versprochen zu bleiben, und er hätte dieses Versprechen immer eingelöst, wenn nicht etwas anderes dazwischengekommen wäre.

Das genau war es.

Das andere!

Ich überlegte. Es gab nur eine Möglichkeit. Unsere gemeinsamen Gegner wußten Bescheid und hatten Bill sowie Jane erwischt. Ferner mußten sie den Reporter gezwungen haben, mit dem Wagen wegzufahren.

Wer konnte das gewesen sein?

Natürlich Asmodis, aber er hatte auch Helfer, und mir spukte schon die gesamte Zeit über dieser Höllen-Detektiv im Schädel herum. Er hatte vom Satan einen Job bekommen und würde ihn ausführen wollen, das war er einfach seinem Image schuldig.

Gilmoore blieb neben mir stehen. Er roch nach Rauch. Sein warmer Atem blies gegen meinen Nacken. »Wo ist denn der Wagen?«

Die Frage war ehrlich gestellt worden, ich empfand sie nicht als lächerlich.

»Verschwunden.«

»Ist Ihr Begleiter so wenig zuverlässig?«

»Im Regelfall nicht. Da er verschwunden ist, muß er einen Grund gehabt haben.«

Flüsternd gab mir der Schäfer seine Vermutung bekannt. »Ihn hat der Teufel geholt.«

Er hatte sehr direkt gesprochen und war der Wahrheit vielleicht sogar nahe gekommen.

»Wir wollen es nicht hoffen«, gab ich zurück.

»Ich bin der Meinung, daß es stimmt. Den hat der Teufel geholt, glauben Sie mir.«

»Ich muß trotzdem zu Alva!«

Vor Überraschung ging der Mann einen Schritt zurück. »Was haben Sie da gesagt? Sie wollen zu Alva?«

»Ja.«

»Ohne Ihren Freund?«

»Auch das.«

»Aber das geht nicht. Wenn Ihr Freund schon verloren hat, werden auch Sie nicht gewinnen können. Die andere Seite ist einfach zu stark, wie Sie sich vorstellen können.« Er faßte mich an, als würde er mich so zurückhalten können.

Ich aber hatte mich entschlossen. Diese Zauberfrau war in meiner Rechnung die große Unbekannte. Und sie mußte ich einfach packen,

um jeden Preis.

Das erklärte ich auch dem Schäfer. »Bringen Sie mich bis zur Hütte?«

»Zu Fuß?«

»Wenn es sein muß.«

»Aber das dauert zu lange.« rief er. »Wir wären fast zwei Stunden unterwegs.«

Da hatte er recht. In zwei Stunden konnte verdammt viel geschehen. Was also tun? »Gibt es hier einen fahrbaren Untersatz?« fragte ich.

»Autos besitzen wir nicht. Wir wohnen hier mitten im Gebirge.«

»Und Sie?«

»Erst recht nicht. Ich habe nur einen alten Leiterwagen, ansonsten meine Schafe. Der einzig Motorisierte ist McDonald. Und der besitzt auch kein Auto, sondern nur ein Motorrad.«

»Das werden wir uns holen«, sagte ich. »Schlecht gefahren ist immer noch besser, als gut gelaufen.«

Gilmoore lachte. »Glauben Sie denn, daß McDonald das Zweirad so einfach hergeben wird?«

Ich nickte. »Und ob er wird«, erklärte ich entschlossen. »Darauf können Sie sich verlassen…«

***

Bill Conolly sah das häßliche Gesicht dicht vor sich und spürte auch den fauligen Atem, der aus dem Mund drang und gegen sein Gesicht strich wie ein leiser Windhauch. Er schüttelte den Kopf, denn ihn konnte er als einziges Körperteil noch bewegen. Ansonsten hing er fest, wie man fester nicht hängen konnte.

Man hatte ihn auf raffinierte Art und Weise gefesselt. Breitbeinig hing der Reporter an einem Andreaskreuz aus dicken Holzlatten.

Wie ein großes X sah das Kreuz aus, und so kam sich der Reporter auch vor. Seine Hände steckten in eisernen Manschetten, die Fußknöchel ebenfalls, und bewegen konnte er sich kaum. Das Kreuz war fest in den Boden gerammt, besaß eine rückseitige Stütze und stand in der Hütte dieser Zauberfrau.

Sehr dicht hielt sie sich vor dem Gefangenen auf. Wenn Bill die Augen öffnete, schaute er in das Gesicht und kam sich vor wie in einem der zahlreichen Hexenmärchen.

So sah diese Alva aus.

Ein fürchterliches Gesicht. Eingefallen, mit bösen Augen, einer hervorspringenden Höckernase und aschgrauen, bis auf den Rücken hängenden Haaren.

Ein gefährliches, ein böses Weib, das Menschen Angst einjagen konnte. Alva trug ein langes Kleid von einer unbestimmten Farbe, und sie hatte sich wie eine Irre benommen. Um das Kreuz war sie herumgetanzt. Immer wieder sprach sie von einem Feuerkuß, den Bill

bekommen sollte.
Eine Chance hatte man ihm nicht gelassen. Bis in die Nähe der Hütte hatte er fahren müssen. Dort war der Höllen-Detektiv dann aktiv geworden und hatte zugeschlagen.
Bewußtlos war Bill zusammengesackt.
Was danach geschah, konnte er nicht wissen. Er war erst wieder erwacht, als er in der x-förmigen Haltung an diesem Holzkreuz hing und sich in sein Schicksal ergeben mußte.
Zudem war es ein unheimlich wirkender Raum, in den man ihn eingesperrt hatte. Im Kamin loderte ein Feuer. Vier brennende Kerzendochte erhellten schattengleich die andere Ecke des Blockhauses. Über dem Feuer im Kamin hing von einem Dreibein ein Topf, in dem es kochte und brodelte. So stellte man sich wirklich die Hexenküche einer Zauberfrau vor oder einer Person, die mit dem Satan paktierte.
Natürlich hatte Bill nach seinem Erwachen auch an Jane Collins und Pernell Kent gedacht. Er war noch nicht dazu gekommen, die Frage nach ihnen zu stellen. Außerdem schmerzte sein Nacken, und diese Schmerzen zogen sich hin bis unter die Schädeldecke, wo es anfing zu hämmern und zu pochen.
Alva grinste ihn an. Es war ein siegessicheres Grinsen. Das konnte sie sich erlauben, denn hinter ihr stand als der große Beschützer der Höllenfürst.
»Was ist mit den anderen?« fragte Bill. Er wußte, daß die Zauberfrau von allein wohl kaum Auskünfte geben würde.
»Ich habe sie weggeschickt.«
»Wohin?«
Alva begann zu lachen. »Nach draußen, mein Lieber. Sie sind draußen, denn dort wird sich unser gemeinsamer Freund mit diesem blonden Weib beschäftigen. Ich freue mich schon darauf, einen zufriedenen Teufel zu sehen. Er wird mich reichlich belohnen. Erhört hat er mich schon nach all den Jahren.«
»Er wird dich nicht belohnen, Alte!« lachte Bill, »sondern vernichten. Vom Lohn des Teufels hat bisher noch niemand leben können, das sei Ihnen gesagt.«
»Dann bin ich die erste.«
»Wenn du dich da mal nicht täuschst, Alte!«
Die Zauberfrau trat einen Schritt zurück. »Hör auf zu reden, Mensch! Wer so daherspricht, hat Angst und will seine Angst auch auf andere übertragen. Aber das wird dir nicht gelingen, ich schwöre es dir. Ich bin diejenige, die hier gewinnt. Alles andere kannst du vergessen. Hast du verstanden?«
»Fast.«
»Satan ist mächtig. Und Satan sieht zu, daß seine Diener auch

mächtig werden. Er läßt sich nichts gefallen. Er kämpft, er belohnt die, die auf seiner Seite stehen. Diesmal bin ich dabei, das schwöre ich dir, verfluchter Bastard. Du gehörst mir, und ich werde dir den Feuerkuß geben, ob du willst oder nicht.«

Bill Conolly wußte nicht, was es mit dem Feuerkuß auf sich hatte.

Bisher hatte er nur davon gehört. Wahrscheinlich steckte auch Asmodis dahinter und hatte seiner Dienerin die entsprechende Kraft gegeben.

Das Feuer brannte hinter dem Reporter. Er hatte es nur beim Eintritt in den Kamin lodern sehen. Da war er noch halb bewußtlos gewesen. Wahrscheinlich besaß die Alte die Gabe, mit den Flammen zu spielen, und das würde sie ausnutzen.

Im nächsten Augenblick bewies Alva dem gefangenen Reporter, was sie mit dem Feuerkuß meinte. Sie legte den Kopf zurück, öffnete weit den Mund und schob die Zunge hervor.

Sie wirkte wie ein graues Stück Fleisch, als sie durch die Mundöffnung gedrückt wurde. Die langen Haare waren dabei noch weiter zurückgefallen und gaben das Gesicht frei. Es war sehr schmal und knochig. Bill konnte die verkrüppelten Ohren der Frau erkennen, dann hörte er das Fauchen.

Alva hatte es ausgestoßen. Wie ein Windstoß drang es aus ihrem Mund. Im nächsten Augenblick tanzte vor ihren Lippen eine Flammensäule, die für eine Sekunde zitternd stehenlieb, um anschließend mit rasender Geschwindigkeit gegen die Decke zu steigen. Dort verteilte sich die Flammenspur, bildete eine parallel zur Decke verlaufende Linie und fiel im nächsten Moment nach unten, wobei sie zwischen den beiden Handflächen der Zauberfrau tanzte.

Jetzt waren die Hände durch eine feurige Schnur verbunden. Normalerweise hätte sie das trockene Fleisch der Alten ansengen müssen. Das passierte nicht, denn Alva beherrschte das Feuer. Die magischen Flammen gehorchten allein ihr, und sie lachte heiser auf, als sie Bills entsetztes Gesicht entdeckte.

»Jetzt hast du Angst, wie? Ja, so muß es sein. Du sollst vor Angst vergehen. Mir tun die Flammen nichts, aber dich werden sie vernichten, das schwöre ich dir…«

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, als sie den Feuerring wieder manipulierte. Er schlug plötzlich einen Kreis, der höherwanderte und sich ringförmig über ihren Kopf legte, als hätte die Frau einen Heiligenschein bekommen.

Es war das Gegenteil davon.

Sie ließ den Flammenkreis eine Weile rotieren, bis es ihr zu langweilig wurde. Mit einem Schnippen der Finger bekam sie das Feuer unter Kontrolle. Der Flammenring löste sich auf und verschwand wieder in ihrem offenen Mund.

Dann lachte sie.
Rauh, kratzig und auch widerlich kam Bill dieses Lachen vor. Er wußte nun, was die Alte mit ihm vorhatte. Ihr selbst taten die Flammen nichts, aber er würde vernichtet werden, das stand fest.
Allmählich bekam er Angst. Vor der Demonstration hatte er so etwas wie Neugierde gespürt, dieses Gefühl hatte ihn nun verlassen, die Angst kroch in ihm hoch.
Die Hexe breitete die Arme aus und spreizte die Finger. In dieser Haltung kam sie dem Reporter tatsächlich so vor wie eine Figur aus Hänsel und Gretel.
»Das Feuer gehorcht mir!« flüsterte sie. »Du hast es gesehen. Ich bin die Herrin der Flammen und verteile meine magischen Feuerküsse. Auch dich wird er treffen, denn nicht allein das Höllenfeuer steht auf meiner Seite, auch die anderen Flammen, die es gibt. Du siehst, der Teufel hat mich mit einer großen Macht ausgerüstet.« Sie hob die mageren Schultern, ging zur Seite und entschwand Bills Blickfeld.
Seiner Ansicht nach war sie zum Kamin gegangen. Das bekam Bill auch bald bestätigt, denn er hörte, wie die Frau mit den Flammen sprach.
»Freunde der Hölle!« drang ihre Stimme an seine Ohren. »Ich bitte euch, ich flehe euch an, mir nur zu gehorchen. Denn ich bin eure Herrin geworden, und ihr werdet mir dienen…«
Sie verstummte für einen Moment, Bill vernahm ein Kratzen, dann hörte er es zischen.
Was sich hinter seinem Rücken abspielte, konnte er nicht sagen, es war bestimmt nichts Gutes.
Einen Moment später vernahm er das Brausen. Und diesmal wußte er Bescheid. So zuckten und loderten Flammen nur bei Wind.
Plötzlich spürte Bill den Gluthauch der Hölle.
Heiß strich es über seinen Nacken und den Rücken hinweg. Die Haut zog sich zusammen, und Bill hatte das Gefühl, die Haare angesengt zu bekommen. Alva spielte mit dem Feuer. Der Reporter hörte ihre Schritte und sah sie im nächsten Augenblick wieder.
Das durfte nicht wahr sein!
Bill hielt vor Schreck den Atem an, denn Alva wurde von zahlreichen Flammen umkranzt. Sie bildeten einen feurigen Schutzmantel, in dessen Mitte die Zauberfrau stand, das Gesicht verzogen hatte und gellend lachte. »Du bekommst den Flammenkuß, das Feuer wird dich rösten, aber vorher sollst du die Qualen erleiden…«
Was sie damit meinte, wurde dem Reporter sehr schnell klar. Er hatte den Blick gesenkt und schaute auf den Gegenstand in Alvas rechter Hand.
Es war eine lange Eisenstange. Vorn allerdings zu einem Dreieck gebogen, so daß diese geometrische Figur gleichzeitig den Teufelskopf

nachzeichnen sollte.

Etwas anderes konnte sich Bill nicht unter diesem Dreieck vorstellen. In der rechten Hand hielt Alva die Eisenstange. Sie winkelte den Arm an und führte das Dreieck in die sie umgebenden Flammen.

Dabei sprach sie flüsternde, böse Worte, die ihr der Teufel eingegeben zu haben schien. »Ich habe beschlossen, dir sein Zeichen aufzubrennen, damit du es mit ins Grab nehmen kannst. Auf deiner Brust wird das Sigill des Satans seinen Platz finden und so lange eingebrannt sein, bis dein Körper von Würmern besetzt und vermodert ist. Das verspreche ich dir, du Wahnsinniger!«

Nicht den rechten Arm stieß sie vor, sondern den linken. Als Bill die Krallenhand auf sich zukommen sah, versteifte er sich. Auch der Rücken spannte sich, denn dort bildete sich eine Gänsehaut. Die fünf Krallenfinger griffen in seinen Hemdausschnitt und rissen den Stoff in Fetzen, so daß die Brust freilag.

»Ja!« hauchte die Frau. »Genauso will ich es haben. Deine Haut muß freiliegen für das Stigma der Hölle!« Sie lachte schallend und zog ihren rechten Arm zurück.

Das Dreieck der Eisenstange erschien aus dem Feuer.

Es glühte.

Bill spürte, wie sehr er schwitzte. Es war der reine Angstschweiß, denn er wußte genau, daß diese Frau vor ihm nicht spaßte. Sie würde gnadenlos den Befehlen des Teufels gehorchen und das Dreieck auf seine Brust drücken.

Er zerrte an seinen Fesseln. Die Manschetten hielten ihn fest. Bill erreichte nur, daß er sich die Haut an den Gelenken aufscheuerte und Blut unter den Rändern der Manschetten herfloß.

»Ja, Angst«, zischte die Hexe. »Angst sollst du haben, du Bastard. Das ist es, was ich meine. Du mußt vor Angst vergehen. Alle Menschen haben Angst, wenn sie mit der Hölle in Berührung kommen. Auch du wirst flehen und zittern…«

»Verdammt, ich…«

»Nein!« schrie die Hexe.

Wie ein unheimliches Gespenst tauchte sie aus dem Flammenring auf. Ihr Gesicht verzerrte sich noch stärker, wurde übergroß und für Bill war es eine Maske des Schreckens.

Davor sah er das Dreieck.

Rotglühend wie ein höllisches Auge, das sich im nächsten Augenblick auf seine Haut preßte.

Bisher hatte Bill Conolly nicht geschrien. Das änderte sich von einer Sekunde auf die andere…

***

Pernell Kent hatte sämtliche Hemmungen abgeworfen. Seinen Schlag

sah Jane Collins noch kommen, aber sie konnte ihm nicht mehr ausweichen. Er traf sie voll und schleuderte sie zu Boden.

Jane fiel ins Gras. Mit dem Rücken war sie aufgeschlagen. Den Aufprall spürte sie überall am Körper, auch ihr Hinterkopf war in Mitleidenschaft gezogen worden, und das Kinn schien nicht mehr vorhanden zu sein. Zweige schlugen über ihr zusammen, und Jane befürchtete, daß ihr letztes Stündlein geschlagen hatte.

Dennoch hielt sie wie im Krampf den Würfel fest. Bisher hatte ihn Pernell Kent noch nicht gewollt, weil er zu sehr mit Bill Conolly und der Hexe beschäftigt gewesen war. Jane hatte feststellen können, daß diese Alva und der Höllen-Detektiv zusammenarbeiteten. Die beiden bildeten ein Duo. Sie hatten sich gesucht und gefunden. Der Teufel selbst schmiedete das Band zwischen ihnen zusammen.

Wie die Mutter ihr Baby, so hielt die Detektivin den Würfel fest.

Wenn sie ihn aus der Hand gab, war sie verloren, das wußte sie genau. Deshalb reagierte sie so und wollte ihn auch nicht loslassen.

Wenigstens nicht freiwillig.

Sie hatte erlebt, daß es wieder Spaß machen konnte, relativ normal zu leben. Und dieses Leben wollte sie unter allen Umständen behalten.

Kent lachte dreckig. Dumpf und sehr gedämpft drang das Lachen an Janes Ohren, dennoch hörte sie den Triumph daraus hervor. Ihn konnte Kent nicht verbergen.

»Das mußte sein«, erklärte er. »Du hast mich lange genug geärgert. Dieser Schlag war nötig.«

Jane konnte ihn verstehen. Zudem bewies ihr diese Reaktion auch, daß noch etwas Menschliches in ihm steckte. Er hatte sich gehen lassen. Das taten Dämonen im Normalfall nicht.

Sie lag still. Der Kopf kam ihr vor, als wäre er um das Doppelte angewachsen. Nicht nur auf den Boden war sie gefallen, auch zwischen hüfthohes Buschwerk. Manche Zweige hingen nach unten.

Deren Blätter streichelten Janes Gesicht, wenn sie vom Wind bewegt wurden.

»Komm wieder hoch!« Der Höllen-Detektiv dachte nicht daran, ihr zu helfen. Er wußte genau, daß sein Schlag nicht ausgereicht hatte und schaute zu, wie sich Jane Collins schwerfällig auf die rechte Seite drehte, den Würfel in die Armbeuge klemmte, sich abstützen konnte und zitternd auf die Füße kam.

So blieb sie stehen.

Nur zwei Schritte entfernt hielt sich Pernell Kent auf. Die beiden Revolver schienen in seinen Händen angewachsen zu sein. Als dunkle Löcher starrten Jane die Mündungen an. Das Gesicht des Mannes zeigte keinen Funken von Gefühl.

Wenn sie nach links sah, schimmerte dort dunkler Lack. Es war der Porsche, der in dem Buschwerk abgestellt worden war.

»Wir sind ganz allein«, erklärte der Höllen-Detektiv. »Und darauf habe ich gewartet. Niemand ist da, der dir hilft. Jetzt kann ich den Auftrag des Teufels durchführen. Er will den Würfel und deinen Tod. Zuerst nehme ich mir den Würfel, dann werde ich dich erledigen. Ein Schuß wird bei dir reichen. Ich schaue zu, wie du dich auflöst und…«

»Hören Sie auf!« flüsterte Jane. »Verdammt, hören Sie auf!«

»Angst, wie?«

»Ja.«

»Du hättest eben die Hölle nicht verraten sollen!«

Jane hob die Schultern. Ihr Gesicht nahm einen verzweifelten Ausdruck an. »Ich habe niemanden verraten. Ich weiß überhaupt nicht, was damals geschehen ist. Sie können mich doch nicht ohne Grund töten…«

»Willst du mich auf den Arm nehmen?« Kent gab sich erstaunt.

»Das habe ich noch nie erlebt. Betteln und Flehen kann ich mir vorstellen, aber diese Ausreden…«

»Es sind keine Ausreden«, unterbrach Jane Collins ihn. »Ich habe mein Gedächtnis verloren. Ich weiß nicht, was in den letzten zwei Jahren geschehen ist.«

Pernell Kent überlegte, ob er wütend oder beleidigt reagieren sollte. Das hatte noch niemand zu ihm gesagt. Er kannte Menschen, die hatten gebettelt und um ihr Leben gefleht, doch diese Frau setzte allem die Krone auf. Sie behauptete frech, ihr Gedächtnis verloren zu haben. So etwas durfte es einfach nicht geben.

»Wer hat dir eigentlich gesagt, daß du so reagieren sollst?« fragte er lauernd.

»Niemand!«

»War es deine Idee?«

»Verdammt, ich kann mich wirklich an nichts mehr erinnern. Verstehen Sie doch.«

Kent nickte. In Jane keimte schon so etwas wie Hoffnung auf, doch die nächsten Worte zerbrachen dieses Erwachen. »Gib den Würfel her und halte den Mund.«

»Nein!«

Kent schoß. Es geschah so schnell, daß es Jane kaum mitbekam.

Sie sah nur die grüne Masse aus der Mündung zischen, dicht an ihrem Kopf vorbeihuschen und hörte sie gegen etwas klatschten.

Sie drehte sich um.

In der Nähe stand ein junger Baum. Gegen seinen Stamm war diese magische Säure geklatscht, klammerte sich buchstäblich daran fest und sorgte dafür, daß sich die dünne Rinde und der Stamm innerhalb weniger Sekunden auflösten.

Ein widerlich stinkender Qualm entstand dabei, der zum Glück durch den Wind von Jane Collins weggeweht wurde.

Sie schluckte. Sprechen konnte sie nicht. Der Vorgang war einfach zu unheimlich gewesen. So blieb ihr nichts anderes übrig, als diese Tatsache hinzunehmen und zu versuchen, die Angst niederzudrücken.

»Reicht das als Demonstration?« fragte der Detektiv.

Jane Collins nickte. Sprechen konnte sie nicht. Das Entsetzen hatte sie stumm werden lassen.

»Ja«, meinte der Höllen-Detektiv locker und begann zu lächeln.

»Jetzt will ich den Würfel!«

Jane hatte gewußt, daß er so etwas sagen würde. Noch hielt sie ihn mit beiden Händen fest. Auf ihren Handflächen befand sich ein Schweißfilm, so daß der gar nicht mal leichte Würfel in Gefahr geriet, aus ihren Händen zu rutschen.

Jane wußte, was geschah, wenn sie ihn aus der Hand gab. Er hatte ihr das Leben gegeben, das würde nun radikal gestoppt werden, und der Tod würde schlagartig über sie kommen.

Wenn sie ihn nicht abgab, schoß Kent.

Jane konnte sich aussuchen, wie sie sterben wollte. Vernichtet durch die magische Säure oder durch ein plötzliches Auslöschen.

Ihr blieb die makabre Wahl…

»Willst du ihn mir nicht geben?« fragte Kent.

Sie hob die Schultern, ging einen Schritt vor und sagte mit einer Stimme, die ihr selbst fremd vorkam: »Da hast du ihn!«

Im gleichen Augenblick spreizte sie die Arme. Der Würfel bekam keinen Halt mehr und fiel zu Boden.

Kent wollte fluchen, überlegte es sich anders und steckte die beiden Waffen weg. Er wollte die Hände freihaben.

Jane rechnete damit, in der nächsten Sekunde sterben zu müssen.

Sie hatte plötzlich das Gefühl einer inneren Leere, es war unbeschreiblich für sie. Die Detektivin zitterte und sah genau, wie sich Pernell Kent nach dem Würfel bückte, um ihn aufzuheben…

***

Wir hatten das Motorrad bekommen.

Leicht hatte ich es mir nicht vorgestellt, aber daß sich McDonald so anstellen würde, war schon der reine Wahnsinn. Kraft meines Jobs hatte ich ihn schließlich überzeugen können.

Ich fuhr.

Die Maschine war wirklich alt. Auf den steileren Strecken des Passes hatte sie ihre Mühe. Sobald ich mehr Gas geben mußte, streikte sie. Dann fuhr sie nur so langsam, daß wir hätten nebenhergehen und die Reifen aufpumpen können.

Hin und wieder schlugen Funken aus dem Auspuffrohr. Das Leder der Sitze war auch ziemlich brüchig. Hinter mir hockte Gilmoore und klammerte sich an mir fest. Sein Zittern bewies mir, daß er unter

starker Angst zu leiden hatte.

Wenn ich daran dachte, wie damals die Todesrocker über diese Serpentinen gerast waren, wurde mir ganz anders. Wir krochen dahin wie die Schnecken.

Sobald wir das nächst höher gelegene Tal erreicht hatten, bekam die Maschine mehr Geschwindigkeit. Dann röhrte ihr Motor jedesmal wie ein Tier, das kräftig Luft holt.

Meine Gedanken drehten sich natürlich um Bill und Jane. Für mich stand fest, daß man uns eine raffinierte Falle gestellt hatte. Der Teufel schien wieder einmal tausend Augen gehabt zu haben. Zudem hatte er noch mit dieser Zauberfrau namens Alva eine neue Verbündete bekommen. Es sah also gar nicht so gut aus.

Die Maschine besaß einen Scheinwerfer. Sein Licht konnte man vergessen. Was die trübe Funzel abgab, reichte kaum aus, um einen gelben Fleck auf die Straße zu werfen, die zum Glück relativ gut ausgebaut war. Größere Hindernisse lagen nicht im Weg.

Ich erkundigte mich bei meinem Beifahrer, wie weit wir noch zum Ziel hatten.

»Wir müssen bald in die Berge!« schrie er mir ins Ohr.

»Da sind wir doch schon.«

»Nein, weg von der Straße.«

Das hatte ich mir gedacht. Es dauerte tatsächlich nicht lange, bis wir die Paßstraße verließen und auf einem Weg weiterfuhren, der so eng war, daß die rechts und links stehenden Büsche ihre Zweige gegen unsere Körper schlugen.

Auch im Gesicht wurden wir getroffen, und der Weg war als solcher kaum zu gebrauchen. Steine, Wurzeln, enge Kurven, das alles ließ sich noch ertragen, bis zu dem Zeitpunkt, als die Maschine ihren Geist aufgab. Sie wollte nicht mehr. Der Motor stotterte noch einige Male, um danach stillzustehen. Ich fluchte, als ich mich abstieß. Bis zu einem Felsbrocken schob ich die Karre und lehnte sie dort an.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, Sir, daß die Maschine nichts taugt«, lamentierte der Schäfer.

Das interessierte mich nicht. Andere Dinge waren wichtiger. »Wie weit ist es noch bis zur Hütte?«

»Die Hälfte oder etwas mehr haben wir hinter uns.«

Ich deutete in die Höhe. »Brauche ich nur den Weg hochzusteigen?«

»Ja.«

»Okay, dann bleiben Sie hier zurück.«

Bevor Gilmoore noch etwas sagen konnte, hatte ich mich auf den Weg gemacht. Wieder drangen Erinnerungen in mir hoch: In dieser wildromantischen, zerklüfteten Bergwelt hatte ich schon gegen Xorron um den Würfel des Unheils gekämpft und war dabei in die magische Zone der Dämonin Pandora geraten.

Das Gebiet um das Kloster St. Patrick schien das Unheil wirklich anzuziehen.

Ich stieg in die Höhe. Normal laufen konnte ich nicht. Der Weg wurde einfach zu steil. Auch mit dem Motorrad wäre ich kaum weiter gekommen. Es hätte sich irgendwann nach hinten überschlagen und wäre mit mir zusammen bis in das Tal gerutscht.

Mich umgab eine majestätische schweigende Bergwelt. Viel konnte ich von den steilen Gipfeln nicht sehen. Sie waren nur mehr als düstere Schatten zu erkennen, die sich schwarz vor einem dunkelgrauen Himmel abzeichneten.

Ich kam mir schon bald wie eine Gemse vor. Hin und wieder verließ ich den schmalen Pfad, kürzte ab und kletterte dabei über Felsen hinweg. Zum Glück befanden sich griffige Sohlen unter meinen Schuhen, so daß ich nicht so leicht ins Rutschen kam.

Dennoch wurde es nicht einfach.

Der Weg bog schließlich ab und blieb auf einer Höhe. Auch wurde es vor mir dunkel. Wenig später schluckte mich dichter Mischwald. Jetzt mußte ich auf dem Pfad bleiben. Über mir raschelte es. Die noch grünen Blätter wurden vom Nachtwind bewegt und schabten aneinander. Wesentlich besser kam ich jetzt voran, da ich nicht zu steigen brauchte.

Die Luft war klar. Es gab keine Verschmutzung, und auch der Schall wurde weit getragen.

Den seltsamen Schrei, den ich plötzlich hörte, hatte kein Vogel ausgestoßen. Das mußte ein Mensch gewesen sein. Mir rann es kalt den Rücken herab. Ich wollte einfach nicht daran glauben, daß sich noch andere Personen in der Nähe herumtrieben, als Bill, Jane und vielleicht auch diese Alva. Demnach mußte einer von ihnen den Laut ausgestoßen haben.

Ich ging schnell weiter. Von der Hütte sah ich nichts. In Schlangenlinien wand sich der Weg am Berghang entlang. Die Zweige der Bäume wuchsen über und bildeten ein dichtes Dach. Die Unterlage war moosig und gleichzeitig mit Steinen bedeckt, deren graue Spitzen durch das dunkle Grün hervorstachen.

Links von mir rauschte etwas gleichförmig in die Tiefe. Wahrscheinlich ein entfernt liegender Wasserfall, der seine Massen über die Felsen schleuderte.

Zum Glück lichtete sich der Wald, so daß ich besser sehen konnte.

Vor mir lag ein kleines Plateau. Man konnte es auch große Wiese nennen. Der Wald befand sich rechts davon. Er wirkte dort wie eine zur Seite geschobene Wand.

Auch der Bewuchs hatte sich verändert. Ich lief nicht mehr über Moos, sondern durch hohes Gras, das durch mein Gewicht zusammengedrückt wurde.

Und noch etwas entdeckte ich.
Eigentlich hatte ich nur durch Zufall nach unten geschaut. Jetzt stachen mir die Reifenspuren ins Auge.
Der Porsche war also hochgekommen.
Für mich ein Rätsel, wie der Wagen dies geschafft hatte.
Vorsichtig ging ich einige Schritte nach vorn. Jetzt, wo mein Blick frei war, erkannte ich auch die Hütte, wo diese Alva hausen sollte.
Sie wirkte wie ein Klotz, hob sich als Schattenriß ziemlich deutlich ab und war auch deshalb so gut zu erkennen, weil hinter ihren schmutzigen Fensterscheiben rötlicher Schein tanzte.
In der Hütte brannte also ein Feuer.
Den Porsche sah ich auch dann nicht, als ich mich vorsichtig durch das hohe Gras auf die Hütte zubewegte. Dabei spielte ich Rekrut. Die ersten Yards legte ich geduckt zurück. Nach Überwindung der größten Distanz kroch ich auf allen vieren weiter. Die Erde war feucht. Lange Grashalme fuhren wie dünne Finger über meine Haut und streichelten sie. Hin und wieder schmeckte ich sie auf meinen Lippen und stellte fest, daß der Bewuchs nahe der Hütte an Höhe abnahm.
Ich richtete mich auf, bis ich eine geduckte Haltung eingenommen hatte.
Es dauerte nur mehr Sekunden, dann hatte ich die Eingangstür erreicht, blieb vor ihr stehen und dachte daran, noch einen Blick durch das Fenster zu werfen.
Der Plan scheiterte, weil ich aus der Blockhütte ein gellendes Gelächter hörte.
Für mich klang es wie das Triumphgeheul aus der Hölle. Keine Sekunde länger zögerte ich und riß die Tür auf…

***

Bill Conolly hatte ebenfalls eine Hölle hinter sich!
Sie zu beschreiben, fehlten ihm einfach die Worte. Er hätte auch nicht mehr als ein Stöhnen herausbringen können, denn seine Brust brannte so, als wäre sie in zwei Hälften geteilt worden.
Furchtbar…
Diese alte Vettel vor ihm hatte kein Pardon gekannt und sich an seinen Schreien ergötzt. Zahlreiche Brusthaare waren verbrannt, und das Mal saß als dunkelrotes Dreieck in seiner Haut.
Jetzt schaute der Reporter zu, wie Alva zurücktrat. Was in ihren dunklen Augen leuchtete, war zunächst einmal der Widerschein des Feuers, aber auch ein Gefühl, daß Bill mit dem Wort teuflisch umschreiben konnte. Die Zauberfrau war vom Satan besessen. Voll hielt er sie unter Kontrolle, und sie führte radikal seine Befehle durch.
Sie starrte auf das Dreieck des Eisenstabs. Ihre Lippen bewegten sich dabei, und sie pustete Luft gegen das glühende Ende. Es leuchtete nur

mehr in einem matten Rot. Auch der die Hexe umgebende Flammenvorhang war wieder zusammengefallen. Völlig »normal« stand sie vor dem gefesselten Reporter.

Auf Bills Wangen glänzte es naß. Er konnte die Tränen nicht unterdrücken, zu stark war der Schmerz gewesen. Trotz seiner Fesselung zitterte er am gesamten Körper.

Stoßweise drang der Atem über seine Lippen, aber sein Blick war noch immer hart auf das alte Weib gerichtet.

»Na, wie fühlst du dich?« fragte sie ihn und fuchtelte abermals mit dem glühenden Dreieck vor seinem Gesicht herum, ohne es allerdings gegen die Haut zu pressen.

»Geh zur Hölle!« ächzte Bill.

»Ja, den Teufel werde ich bald besuchen. Er kommt vielleicht auch her. Was du erlebt hast, war nur ein Vorspiel, denn den richtigen Flammenkuß hast du bisher noch nicht bekommen. Er wird viel schlimmer als das leichte Kitzeln mit dem glühenden Eisen, das du verspürt hast.« Sie ging ein wenig zur Seite, spitzte die Lippen und öffnete anschließend ihren Mund. »Weißt du, wie schlimm es sein wird? Ich will es dir erklären. Das Feuer dringt in dich ein. Es wird dich verbrennen, von innen her verkohlen…«

Bill atmete schwer. Er wußte, daß die Frau nicht bluffte, aber er zeigte seine Angst nicht. »Der Teufel wird dich trotzdem holen, du verfluchtes Weib! Du…«

»Ach, sei ruhig.« Alva winkte ab, bevor sie sich drehte und an den Kamin trat. »Du kannst dem Feuerkuß nicht entgehen. Ich werde mir die Flammen holen und sie dirigieren…«

Sie verschwand abermals aus dem Blickfeld des Reporters. Bill hörte sie nur noch, und er vernahm ihr Summen. Diese alte Vettel summte doch tatsächlich ein Lied vor sich hin, während sie mit den Vorbereitungen für seinen Tod beschäftigt war.

Viel schneller als erwartet kam sie zurück. Wieder hatte sie die Arme ausgebreitet.

Zwischen ihren beiden Handflächen zitterte eine breite Flammenlanze, die sie aus dem Feuer geholt hatte. Sie tat ihr nichts. Nicht ein Quentchen Haut war angesengt worden.

Leise vor sich hinlachend balancierte sie die Feuerschnur zwischen ihren Händen hin und her. Dabei hatte sie die Lippen gespitzt und den Blick auf die Flammen gerichtet. »Ja«, murmelte sie. »Das genau wird dir guttun. Verlaß dich drauf.« Die Eisenstange hatte sie zur Seite gelegt, und sie blieb etwa dort stehen, wo sie auch vor der Quälerei ihren Platz gefunden hatte.

Scharf schaute sie Bill an.

Der Reporter schwitzte Blut und Wasser. Sein Gesicht war verzerrt, der Kopf so weit zurückgedrückt wie eben möglich. Keuchend saugte

er den Atem in seine Lungen.

»Jetzt bekommst du den Kuß!« rief Alva und begann laut und meckernd zu lachen…

***

Genau in dem Moment stieß ich die Tür auf!

Sie war zum Glück nicht verschlossen gewesen, und so schoß ich förmlich in die Hütte hinein. Fast wäre ich noch gestolpert, hatte Mühe, mich zu fangen und vernahm einen Stöhnlaut, den Bill Conolly ausgestoßen hatte, als er meinen Namen rief.

Ich ruderte mit den Armen, kreiselte herum und sah zum erstenmal die geheimnisvolle Zauberfrau.

Sie war ein spotthäßliches Weib. Eine alte Vettel, wie sie in den Märchenbüchern oft beschrieben wird. Nur trug sie kein Kopftuch, sondern die grauen Haare bis auf den Rücken. Ihr Gesicht war ebenfalls abstoßend häßlich, und zwischen den Händen ihrer ausgebreiteten Arme tanzte eine Feuerzunge.

Mit einem starren Blick schaute sie mich an. Vergessen war Bill, und das empfand ich als gut, denn in seiner Lage war er wirklich nicht zu beneiden.

Es dauerte nicht einmal eine Sekunde, bis ich erkannte, daß Alva eine Todfeindin von mir war.

Ich spürte ihre Aura. Dieser gefährliche, höllische Hauch, der mir entgegenwehte und der im Prinzip nur mehr vom Teufel stammen konnte.

Aber sie hatte auch Angst. Anstatt mich anzugreifen, ging sie zurück, denn ihr Blick war auf das offen vor meiner Brust hängende Kreuz gefallen. Das Kreuz und die Hölle vertrugen sich ebenso wenig wie Feuer und Wasser. Ich war mir sicher, daß ich mit meinem Kreuz auch das Feuer zwischen ihren Händen löschen konnte.

Ich ging vor.

Ihr Gesicht verzerrte sich noch mehr. Plötzlich geriet Bewegung in die grauen Haare. Sie stellten sich auf, so daß sie wie ein Turm wirkten. Auch die Arme hatte sie angehoben. Zwischen den Handflächen tanzte der Flammenstrahl, die Hexe selbst stellte sich auf die Zehenspitzen, um sich im nächsten Moment auf mich stürzen zu wollen.

Ich hielt mein Kreuz dagegen und sprang vor.

Zwischen ihren ausgebreiteten Armen fand ich genügend Platz.

Voll stieß ich hinein, kam auch durch, aber nicht bis zum Körper der Hexe, denn auf einmal umtanzte mich der Flammenring.

In Halshöhe sah ich ihn, zog den Arm zurück und brachte das Kreuz an die Flamme.

Der Ring verlöschte.

Ich war frei.

Leider auch die Hexe.

Alva bewegte sich sehr schnell. Bevor ich sie packen konnte, hatte sie den Kamin schon erreicht, sich einen Schürhaken gegriffen und in die Flammen gehalten. Damit holte sie weit aus, um ihn mir auf den Kopf zu schlagen.

Dabei brüllte sie auf.

Ich tauchte weg. Viel schneller als sie. Der Schürhaken senste über meine Haare, wurde zurückgezogen, damit die Zauberfrau erneut ausholen konnte.

Wieder war ich schneller.

Meine Fäuste und das Kreuz rammten sie so hart, daß sie mit dem Schürhaken in der Hand bis gegen die offene Feuerstelle am Kamin zurückflog.

Vielleicht war es Zufall, möglicherweise sah auch der Teufel seine Felle davonschwimmen. Jedenfalls bildete sich über dem Haus ein Sturmwind, der gierig in den offenen Schornstein fuhr, seinen Weg weiter fand und in die Flammen hineinstach.

Er wühlte sie nicht nur auf, er schleuderte sie auch wie gierige Finger nach vorn.

Plötzlich wurde die Zauberfrau von ihnen erfaßt. Sie erinnerten mich an lange Finger, die sie einhüllten und von hinten ihren gesamten Körper umfaßten.

Waren sie vor kurzem noch ihr ureigenes Werkzeug gewesen, stellten sie sich nun gegen sie.

Die Flammen vernichteten sie.

Für einen Moment sah es so aus, als wollte sie die Eisenstange noch hochheben, doch ihr fehlte einfach die Kraft. Zudem waren die Flammen wie tastende Finger, die keine Stelle ihres Körpers ausließen und überall dort hineindrangen, wo sich Öffnungen befanden.

In die Augenränder, in den Mund, in die Nasenlöcher, in die Löcher der Ohren…

Meine Kreuzmagie hatte gewirkt. Der Teufel war nicht mehr in der Lage, seine schützende Klaue über die Zauberfrau zu halten, die trotzdem nicht aufgab und auf mich zukam.

Ihr Gang konnte ich mit dem einer Aufziehpuppe vergleichen. So abgehackt, ruckartig. Der Schürhaken entfiel ihrer Hand und polterte dumpf zu Boden.

Ich starrte sie an.

Gefährlich konnte sie mir nicht mehr werden, das spürte ich instinktiv. Sie war gezeichnet, und ich erlebte ihre Vernichtung. Alles hatte sie auf den Teufel gesetzt. Nun mußte sie mitbekommen, wie Asmodis seine Diener im Stich ließ, wenn sie ihnen nichts mehr brachten.

Alva verbrannte innerlich.
Aus den Öffnungen, durch die Flammen geschlüpft waren, drang dicker, schwarzer, fettiger Rauch und hüllte die Zauberfrau mit seinen Wolken völlig ein.
Es war ein grauenhaftes Bild, denn auch ihre Haut verlor den normalen Farbton. Sie näherte sich immer mehr der Farbe ihrer Haare, veränderte sich weiter und wurde schwarz und zog sich gleichzeitig zusammen, so daß Alva ein mumienhaftes Aussehen bekam.
Noch hielt sie sich auf den Füßen, ging sogar schneller und stolperte an mir vorbei.
Ich hatte Angst, daß sie durch die offene Tür nach draußen laufen würde. Die Gefahr bestand nicht mehr, denn sie kippte weg und fiel rechts neben der Tür gegen die Wand.
Dort stand auch ein Schemel. Über den stolperte sie. Ihr Körper blieb dort liegen. Die obere Hälfte nach vorn gebeugt, die Beine schwangen langsam in die Höhe.
Der Rock war lang. Und aus der Öffnung rieselte schwarzer, fettiger Staub zu Boden.
Wie Ruß…
Das war’s also gewesen. Ich brauchte mich um Alva nicht mehr zu kümmern. Bill Conolly war wichtiger. Erst jetzt fiel mir auf, was man mit ihm angestellt hatte. Als ich es sah, wurde mir die Kehle eng. Ich entdeckte auch den gequälten Ausdruck auf seinem Gesicht und in den Augen. Er mußte Schlimmes hinter sich haben.
Mir gelang es, die Schrauben der Manschetten so zu drehen, daß Bill endlich freikam. Auf den Füßen konnte er sich nicht halten. Er war einfach zu erschöpft.
Ich stützte ihn ab. Schwer fiel Bill gegen mich. Ich hörte ihn flüstern, ohne die Worte zu verstehen. Beruhigend sprach ich auf ihn ein, während ich ihn zu dem Lager schleifte und dort hinlegte.
Kaum lag er, als ich ein schweres Seufzen hörte.
Blitzschnell wirbelte ich herum.
Noch einmal hatte sich die Zauberfrau aufgerichtet. Wie das möglich gewesen war, wußte ich auch nicht zu sagen. Ein schauriger schwarzer Schädel saß auf ihren Schultern, der mich an die Fratze des Schwarzen Tods erinnerte.
Verbrannt war sie, innerlich verbrannt…
Und sie fiel zusammen!
Staub rieselte zu Boden. Die Hölle hatte ihre grausame Rache vollendet.
Okay, Alva war nicht mehr. Aber Bill Conolly hatte nicht allein im Wagen gesessen. Jane war bei ihm gewesen, und von ihr hatte ich noch keine Spur entdeckt.

Ich wandte mich wieder meinem Freund zu.
Der Reporter lag völlig apathisch auf dem Lager. Er schaute mich mit einem Blick an, der mich erschreckte. Ich holte ein paarmal tief Luft, räusperte mich und fragte: »Wo ist Jane?«
»Weiß nicht…«
»Kannst du dich nicht erinnern?«
»Nein, ich…« Er hustete trocken. »Vielleicht draußen, John. Ich mußte aussteigen. Sie auch. Schau nach …«
Das war am besten.
Ich ließ Bill liegen und stürmte wieder ins Freie. Mein Blick flog nach links.
Zuerst dachte ich an die Schatten huschender Tiere. Dann erkannte ich, daß es zwei Menschen waren.
Mondlicht schuf eine relativ gute Sicht, so daß ich die beiden unterscheiden konnte.
Jane Collins und Pernell Kent, der Höllen-Detektiv!

***

Jane Collins trat zu!
Sie riß ihr rechtes Bein hoch, spürte den stechenden Schmerz, als ihr Knie und das Gesicht des Höllen-Detektivs zusammenprallten und wunderte sich darüber, daß sie die Kraft gefunden hatte, so zu reagieren.
Sie sah Kent nach hinten fliegen. Jane hatte tatsächlich voll getroffen. Der Körper des Mannes hätte sich in der Luft fast noch überschlagen, bevor er in die Büsche krachte und mit seinem Gewicht einige Zweige abknickte.
Den Würfel hatte Kent zwar noch berühren, aber nicht an sich nehmen können. Das war Janes Chance. Sie fühlte die Schatten der Vergänglichkeit nach ihr greifen, als sie sich einfach fallen ließ und auf den Würfel prallte.
Da verschwanden die Schatten!
Es war wie ein Kraftstrom, der die Detektivin durchpulste und ihr neuen Lebensmut gab. Plötzlich konnte sie aufatmen, ließ sich zwei Sekunden Zeit und erinnerte sich erst dann wieder an ihren gefährlichen Gegner.
Erledigt war Kent sicherlich nicht. Er würde alles daransetzen, um sie zu bekommen.
Jane stemmte sich hoch. Ihre Beine zitterten, kaum konnte sie sich normal halten. Als sie nach vorn schaute, sah sie auch schon den anderen, wie er sich aus dem Gebüsch quälte. Seine Bewegungen waren nicht mehr so fließend wie sonst, er hatte wirklich einiges abbekommen, aber an Aufgabe dachte er nicht.
Kent griff zu seinen gefährlichen Revolvern.

Diese Bewegungen waren von Jane Collins mehr zu ahnen, als zu sehen. Sie wußte, daß sie keine Chance haben würde, den Ladungen zu entgehen, wenn es ihr nicht gelang, zu verschwinden.

Nicht nach rechts zur Hütte, sondern in den dichten Wald mußte sie. Nur dort hatte sie eine Chance.

Und Jane warf sich in das Buschwerk hinein. Sie hörte es unter sich splittern und brechen. Dann landete sie auf dem feuchten Rasen, stemmte sich wieder hoch und hielt den Würfel krampfhaft in der linken Armbeuge. Sie selbst verursachte bei ihrer Flucht so viele Geräusche, daß sie die ihres Verfolgers nicht vernahm.

Bis sie die Hand in ihrem Nacken spürte.

Es war ein harter Griff, schon mehr ein brutaler Schlag, der sie sicherlich wieder zu Boden geschleudert hätte, doch die fünf Finger packten so zu, daß sie Jane auch festhielten und sie sogar noch zurückziehen konnten.

Sie schrie, fiel gegen den Höllen-Detektiv, bekam einen weiteren Stoß, der sie wieder dorthin beförderte, wo sie zuvor auch gestartet war. Und diesmal blieb er ihr auf den Fersen.

Er war verdammt dicht an Jane herangekommen. Von oben nach unten raste ein Schatten.

Erst als Jane den harten Aufprall gegen ihre linke Schulter spürte, wußte sie, daß Kent mit dem Revolverlauf zugeschlagen hatte. Es gelang der Detektivin nicht mehr, den Würfel zu halten. Er fiel zu Boden, und Jane sank neben ihn.

Jetzt war sie wehrlos.

Das wußte auch der andere. Bevor sich die Detektivin versah, hatte er sich gebückt und den Quader an sich genommen. Mit der linken Hand umspannte er ihn, preßte ihn gegen seinen Körper und hielt den einen Revolver noch in der Rechten.

Sein Lachen erreichte nicht nur die apathisch daliegende Jane, auch meine Ohren. Ich sprang herbei wie ein furchterregender Kastenteufel!

***

Über den Busch setzte ich hinweg, gelangte in die Nähe des Höllen-Detektivs und sah ihn dicht vor meinen Augen. Ich trat zu, mitten ins Gesicht.

Zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit hatte es Pernell Kent hart erwischt. Ich hörte sein wütendes Fauchen, etwas knackte, dann kippte er, und ich fiel über ihn.

Wütend drosch ich zu.

Wieder mußte Kent die Schläge nehmen. Ich durfte ihn nicht zur Besinnung kommen lassen, denn ich wußte genau, wie gefährlich dieser Mann war. Der reagierte noch als Halbtoter.

Eine Hand hatte ich frei. Und mit ihr konnte ich auch den Würfel

fassen.

Als Kent nach mir trat, und mich an der Hüfte erwischte, hielt ich den Würfel fest. Zwar flog ich zu Boden, dennoch gelang es mir, den Würfel auf Janes Körper zu stellen.

Auch Kent hatte sich aufgerichtet. Er war leicht benommen und wußte nicht genau, wohin er mit seinem verdammten Revolver zielen sollte.

Ich hämmerte meine Schuhspitze gegen sein Schienbein. Kent sackte in sich zusammen. Auch sein Waffenarm sank nach unten, und er drückte auch ab. Gott, hatte ich Glück. Zwischen mir und Jane Collins stieß die verdammte Ladung in den Boden. Mein nächster Hieb beförderte Kent in die Büsche. Das Krachen der Zweige vernahm ich und sah noch das Rudern der Arme. Sofort lief ich hinterher.

Mich um Jane zu kümmern, war nicht der richtige Zeitpunkt, so gern ich dies auch getan hätte. Pernell Kent würde nicht aufgeben.

Wie ich getippt hatte, denn auch der letzte Treffer hatte ihn nicht in das Reich der Bewußtlosigkeit befördern können. Was konnte dieser Hundesohn einstecken! Das war nicht normal. Diese Kraft mußte ihm der Höllenfürst eingeimpft haben.

Kent floh…

Für einen Augenblick war ich über die Tatsache so überrascht, daß ich vergaß, die Verfolgung aufzunehmen. Der Höllen-Detektiv bekam einen knappen Vorsprung.

Er war mir schon so oft entkommen.

Diesmal nahm ich mir vor, ihn endgültig zu packen. Zu viele Niederlagen hatte ich bei den letzten Fällen einstecken müssen.

*Jetzt war ich am Zug!*

Und das bewies ich Pernell Kent in den folgenden Sekunden. Ein seltsames Geräusch war an meine Ohren gedrungen, dumpf und metallen klingend.

Zwei Herzschläge später sah ich den Grund. Kent hatte sich eine bessere Schußposition aussuchen wollen. Er war über die Kühlerhaube des Porsche gelaufen und auf das Dach geklettert. Dort blieb er stehen, beide Revolver im Anschlag.

Ich stoppte ebenfalls und duckte mich im dichten Buschwerk.

Kent bot das Zerrbild eines Menschen. Dem Aussehen nach war er noch ein Mensch, aber über sein Gesicht hatte sich eine Erscheinung geschoben, die anzeigte, wer ihn in Wahrheit beherrschte.

Der Teufel!

Deutlich sah ich die Fratze meines speziellen »Freundes« Asmodis. Sie strahlte in einem düsteren Rot. Gemeinheit und Menschenverachtung leuchteten aus diesem übereinandergeschobenen Doppelgesicht, und Kent, der wohl nicht sehen konnte, wo Jane und ich uns befanden, griff zur harten Methode, um uns zu erwischen.

Er schoß beidhändig!
Dabei bewegte er seine Revolver, deren Mündungen die gefährlichen, grünen Ladungen verspritzten und in das Gelände hineinstießen.
Er fächerte sehr breit. Es war nur mehr eine Frage der Zeit, wann er Jane oder mich erwischen würde.
Dabei lachte er schallend, denn er glaubte noch an einen Sieg.
Diesen verfluchten Glauben wollte ich ihm nehmen. Nein, die Hölle sollte nicht gewinnen.
Ich ging volles Risiko ein und hatte mich nicht zu Boden geworfen. Aufrecht stand ich, schaute genau, wo dieses verfluchte Schleimzeug hinspritzte und sah auch das Doppelgesicht mit der darübergeschobenen Teufelsfratze.
Das war mein Ziel.
Den Schußarm stützte ich mit der Linken ab, sah, wie der gefährliche Schleim die Gräser verdampfte und auch vor dem Buschwerk nicht stoppte.
Dann schoß ich!
Kugel auf Kugel jagte ich aus dem Lauf. Dieser Höllen-Detektiv durfte nicht gewinnen. Durch ihn mußte ich Asmodis eine Lehre erteilen.
Und ich traf.
Sein Schädel zerplatzte. Genau dort, wo die Silberkugeln hineingeschlagen waren, entstand plötzlich ein gelbroter Feuerball, der in die Schwärze des Nachthimmels stieg, sich ausbreitete, zu einem regelrechten Kometen wurde und die Reste des Körpers mitzog.
Er jagte soweit in den Himmel hinein, daß ich das Gefühl bekam, er wollte seine Reise erst bei den Sternen beenden.
Plötzlich zerplatzte er.
Ein Feuerwerk leuchtete auf. Gespenstisch zuckend und in rötlichen Farben erleuchtete es den nachtdunklen Himmel. Ich glaubte sogar, das Gesicht des Teufels zu sehen. Einen Moment später war es verschwunden, der Höllen-Detektiv mit seinem gefährlichen Revolver ebenfalls.

***

Ich hatte Jane Collins zur Hütte getragen und sie neben Bill Conolly gebettet. Zum Glück war das Lager breit genug. Beide Freunde hatten einiges abbekommen und bereiteten mir Sorge. Bill wurde von Schmerzen gepeinigt. Das Dreieck auf seiner Brust würde er als ewiges Andenken behalten. Wie ich meine sichelförmige Narbe im Gesicht, ein Andenken an das erste Leben des Dr. Tod.
Jane Collins bereitete uns beiden Sorgen. Sie lag da wie tot.
Dennoch lebte sie. Man konnte den Zustand als Apathie bezeichnen.
Möglicherweise pendelte sie zwischen Leben und Tod. Wir stellten uns die berechtigte Frage, wie lange es anhalten würde.

Später schafften wir Jane in den Wagen. Dort verband Bill seine Wunde. Er hatte Pflaster und Salbe in der Autoapotheke gefunden.

Dennoch fühlte er sich nicht in der Lage, den Porsche zu fahren. Der Wagen hatte einige Macken abbekommen, aber weg mußten wir.

»Darf ich mal fragen, wie du hochgefahren bist?« wandte ich mich an meinen Freund.

»Ich habe nur Gas gegeben…«

***ENDE***